

Er sah die Welt von unten

Die Lange Nacht über Hans Fallada

Autor: Eva Pfister

Regie: Stefan Hilsbecher

Redaktion: Dr. Monika Künzel

Sprecher: Doris Wolters Erzählerin
Marcus Michalski Sprecher 1
Heiko Raulin Sprecher 2
Verena Buss Sprecherin

Sendetermine: 1. Februar 2020 Deutschlandfunk Kultur
1./2. Februar 2020 Deutschlandfunk

Urheberrechtlicher Hinweis: Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio - unkorrigiertes Exemplar - insofern zutreffend.

1. Stunde

Musik

ERZÄHLER:

Er schrieb große Romane über kleine Leute: über Arbeitslose und Gefangene, über Landarbeiter und Prostituierte, über Spieler und Trinker: Hans Fallada, einer der besten Erzähler des 20. Jahrhunderts. Und Rudolf Ditzen, wie er eigentlich hieß, kannte die Milieus, die er schilderte, alle aus eigener Erfahrung, denn das Leben riss ihn immer wieder aus den vorgezeigten Wegen hinaus und in die Abgründe hinein. Davon wird diese Lange Nacht erzählen, vom großen Werk und der zerrissenen Persönlichkeit, die arbeitsbesessen war, suchtkrank und depressiv, aber auch ein liebevoller Familienvater und kompetenter Landwirt. In der ersten Stunde werden wir den Weg aus einer schwierigen Jugend zum angehenden Schriftsteller schildern. Die Gratwanderung Hans Falladas durch die Zeit des Nationalsozialismus und seine kurze Zeit im neuen Deutschland kommen in der zweiten und dritten Stunde zur Sprache. Aber zuerst soll es um den unverhofften Welterfolg gehen, den Hans Fallada im Alter von 39 Jahren mit seinem Roman „Kleiner Mann, was nun“ erlangte.

Musik

SPRECHER 2:

„Mutter“, sagte Lämmchen und versuchte zu lachen, „das ist mein Freund Johannes Pinneberg. Wir wollen uns heiraten.“

SPRECHERIN:

„Hol Kohlen, sag ich, Deern“, rief die Frau und fuhrwerkte mit der Gabel.

SPRECHER 2:

„Mutter...“ Die Frau sah hoch. Es war ein braunes Gesicht mit einem starken Mund, einem scharfen gefährlichen Mund, ein Gesicht mit sehr hellen, scharfen Augen und mit zehntausend Falten. Eine alte Arbeiterfrau. Sie sagte langsam:

SPRECHERIN:

„Bist du noch nicht unten?! Willst du einen Backs?!“

SPRECHER 2:

Ganz rasch drückte Lämmchen ihrem Pinneberg die Hand. Dann nahm sie einen Korb, rief, so fröhlich es ging: „Gleich bin ich wieder da!“, und die Flurtür klappte. Pinneberg stand verlassen in der Küche. Frau Mörschel schob die Pfanne beiseite und

hantierte mit den Herdringen. Es klapperte und klirrte sehr. Sie stocherte mit dem Feuerhaken in der Glut, dabei murrte sie vor sich hin.

Höflich fragte Pinneberg: „Wie bitte...?“

Es waren die ersten Worte, die er bei Mörschels sagte.

Er hätte es nicht tun sollen, denn wie ein Geier schoss die Frau auf ihn nieder. In der einen Hand hielt sie den Haken, in der andern Hand noch die Gabel vom Pufferwenden, aber das war nicht schlimm, trotzdem sie damit fuchtelte. Schlimm war ihr Gesicht, in dem alle Falten zuckten und sprangen, schlimmer waren ihre grausamen und bösen Augen.

SPRECHERIN:

„Wenn Sie mir mein Mädchen in Schande bringen!“

SPRECHER 2:

(schrie sie, außer sich.)

Pinneberg trat einen Schritt zurück. „Ich will sie ja heiraten, Frau Mörschel“, (sagte er ängstlich).

SPRECHERIN:

„Sie denken wohl, ich weiß nicht, was ist“, (sagte die Frau unbeirrt). „Seit zwei Wochen stehe ich hier und warte. Ich denke, sie sagt mir was, ich denke, sie bringt den Kerl bald an, ich sitze hier und warte.“ (Sie holt Atem). „Das ist ein gutes Mädchen, Sie Mann Sie, meine Emma, das ist kein Dreck für Sie. Die ist immer fröhlich gewesen, die hat mir nie ein böses Wort gegeben – wollen Sie sie in Schande bringen?!“

SPRECHER 2:

„Nein, nein“, (flüstert Pinneberg angstvoll.)

SPRECHERIN:

„Doch! Doch!“, (schreit Frau Mörschel) „Doch! Doch! Zwei Wochen stehe ich hier und warte, dass sie ihre Binden zum Waschen gibt - nichts. Wie haben Sie das gemacht, Sie?!“

SPRECHER 2:

Pinneberg kann es nicht sagen. Diese Frau ist ja verrückt vor Angst, denkt er, aber seltsam, er ist ihr nicht mehr böse, er hat auch kaum mehr Furcht. Er versteht es, dass dies Lämmchens Mutter ist und dass Lämmchens Mutter so sein musste, damit Lämmchen die wurde, die sie ist. „Wir sind junge Leute“, sagt er sanft.

SPRECHERIN:

„Ach Sie“, (sagt sie noch böse), „dass Sie mein Mädchen dazu gekriegt haben.“
(Plötzlich grollt sie wieder) „Schweine seid ihr Männer, alles Schweine, pfui!“

SPRECHER 2:

„Wir heiraten, sobald es mit den Papieren geht“, erklärt Pinneberg.
Frau Mörschel steht wieder am Herd. Das Fett brutzelt, (sie fragt:)

SPRECHERIN:

„Was sind Sie?“

SPRECHER 2:

„Buchhalter in einem Getreidegeschäft.“

SPRECHERIN:

„Also ein Angestellter?“

SPRECHER 2:

„Ja.“

SPRECHERIN:

„Arbeiter wäre mir lieber. Ihr wollt immer hoch hinaus und habt nichts zu fressen.
Was verdienen Sie?“

SPRECHER 2:

Hundertachtzig Mark.“

SPRECHERIN:

„Mit Abzügen?“

SPRECHER 2:

„Nein, die gehen noch ab.“

SPRECHERIN:

„Das ist gut“, (sagt die Frau), „das ist nicht so viel. Mein Mädchen soll einfach
bleiben.“ (plötzlich, wieder ganz böse) „Denken Sie nicht, dass sie was mitbekommt!
Wir sind Proletarier. Nur das bisschen Wäsche, was sie sich selbst gekauft hat.
Vielleicht kann ich ihr auch ein Bett geben, ich will mal mit meinem Mann sprechen.“

SPRECHER 2:

„Das ist alles nicht nötig“, (sagt Pinneberg.)

SPRECHERIN:

„Na, Sie haben doch auch nichts. Sie sehen doch auch nicht nach Sparen aus, solcher Anzug...“

SPRECHER 2:

Pinneberg braucht nicht zu gestehen, dass sie ziemlich das Richtige getroffen hat, Lämmchen kommt mit den Kohlen und ist in bester Stimmung.

Musik**ERZÄHLER:**

Johannes Pinneberg und Emma Mörschel sind die Protagonisten im Roman „Kleiner Mann, was nun?“, dem Welterfolg von Hans Fallada, erschienen 1932. Mit der Figur des „Lämmchens“ hat der Autor darin seiner Frau Anna Margarete Issel ein Denkmal gesetzt. Mit ihrer liebevollen Unterstützung kann er sein Leben aus der Abfolge von Drogensucht und Inhaftierung retten und zumindest vorübergehend in geordnete Bahnen bringen. Als sie sich im Dezember 1928 verloben, ist Hans Fallada 35 Jahre alt und nach langen Jahren endlich ein glücklicher Mensch. Seiner Verlobten, die er von Anfang an Suse nennt, schreibt er am 15. Februar 1929:

SPRECHER 1:

Ach Suse, es ist nun alles so schön und herrlich geworden in meinem Leben, alles hat seinen Sinn bekommen, seit ich Dich habe... Wenn ich an all die vielen trostlosen Jahre hinter mir zurückdenke, in denen ich durch namenloses Elend ging und durch ständige Verzweiflung, in denen ich kein Mensch, der noch irgendetwas hoffte, war, sondern wie ein Ding, das auf sein Ende wartet,... dann begreife ich nicht mehr, dass ich dies alles ertragen. Es sind ja nicht Wochen gewesen, nicht Monate, nicht ein oder zwei Jahre, sieben Jahre habe ich im Elend gelebt und nichts hat mich gehalten. Keine Stunde ist schön gewesen und keine leicht. Nein, ich verstehe nicht, dass ich das habe ertragen können... Du weißt, dass ich bis zur letzten Stunde mir nie solch Glück erhofft habe. Es ist über mich gekommen wie aus Traum und es ist immer noch wie Traum.

ERZÄHLER:

Rückblickend hat Anna Issel - seine „Suse“ - ihre Begegnung so beschrieben:

SPRECHERIN:

Ich war sofort verliebt. Es ging ganz schnell. Das hatte ich noch nie erlebt. Meiner Mutter war es nicht recht, dass er kein Arbeitersohn war. Er kam aus sehr gutem Hause. Sein Vater war ein höherer Richter. Im Leben war er gescheitert und durfte

nicht mehr zu seinen Eltern nach Hause kommen. Mich störte das nicht. Ich war einfach verliebt. Er war sehr werbend. Sehr draufgängerisch. Sehr frei. Zum ersten Mal in meinem Leben ging ich darauf ein. Es war mehr als nur ein Verliebtsein. Es war eine ganz plötzliche Liebe. – Ich wollte nur immer für ihn da sein. Ich glaube, dass wir uns damals beide brauchten. Ich war sehr unerfahren und dachte, dass ich genug aus den Büchern wusste, die ich gelesen hatte, aber ich wusste gar nichts von den Männern. Er war sehr erfahren, und ich ahnte nicht, dass ihn jede Frau, die ihm begegnete, entflammte. Aber damals als wir uns kennenlernten, war ich die Einzige und Richtige und er war „mein Junge“. Nur meiner. Es war so selbstverständlich, dass ich ihn so nannte. Seinen Namen habe ich nie gesagt. Er mochte seinen Namen auch selber nicht. Ich kann mich nicht erinnern, ihn jemals anders als „Junge“ genannt zu haben. Er war mein Junge und blieb es auch.“

ERZÄHLER:

Der Junge heißt Rudolf Ditzen und hat unter dem Namen Hans Fallada bereits zwei erfolglose Romane veröffentlicht. Als Anna Issel ihn kennenlernt, hat er fast drei Jahre Gefängnis hinter sich und lebt schlecht und recht von Gelegenheitsjobs. Durch seine Suse findet er ein Gleichgewicht, kann wieder schreiben – und ihr verdankt sich im Grunde auch der große Erfolg von „Kleiner Mann, was nun?“ Denn der Roman beschreibt zwar genau und schonungslos die Sorgen der von Arbeitslosigkeit bedrohten Menschen in den Krisenjahren der späten Weimarer Republik, aber er suggeriert auch, dass das private Glück einem über alles hinweghelfen kann. Viele erkennen sich in Pinneberg wieder, aber Lämmchen überstrahlt mit ihrer Popularität bei den Lesern alles andere. Lämmchen ist immer guter Laune, liebevoll und optimistisch.

SPRECHERIN: oder SPRECHER 2:

Lämmchen sucht Wohnung, Lämmchen läuft viele Treppen auf und ab. Es wird ihr nicht so leicht mehr wie vor einem halben Jahr, da war eine Treppe ein Garnichts, man ging hinauf, man lief hinauf, man tanzte hinauf: tripp, trapp, Treppe. Heute bleibt sie oft auf einem Treppenabsatz stehen, der Schweiß steht auf ihrer Stirn, und sie wischt ihn ab, aber da sind diese Schmerzen im Kreuz. ... Ach, Schmerzen sind ihr gleich, wenn es nur dem Murkel nicht schadet!

Sie läuft und steigt, sie fragt und geht weiter. (...) Es ist nicht so ganz einfach, es ist klar, sie haben irgendein Verbrechen begangen, dass sie so früh geheiratet haben und nun gar schon ein Kind erwarten... Es gibt da eine Sorte Vermieterinnen, die sehen Lämmchen gleich, wenn sie nach dem möblierten Zimmer mit Küchenbenutzung fragt, piel auf den Bauch: „Nee..., Sie erwarten doch was?... Wissen Se, nee, wenn wir Kindergebrüll hören wollen, dann machen wir uns unsere Kinder alleene. Das hört sich dann immer noch besser an.“

Schrumm! Die Tür ist zu. (...)

Weiter! Weiter, Lämmchen, die Welt ist groß, Berlin ist groß, es muss ja auch nette Menschen geben, Kinderliebe, es ist doch ein Segen, wenn man ein Kind erwartet, wir leben im Jahrhundert des Kindes...

„Wir erwarten aber ein Kind!“

„Oh, das macht fast gar nichts! Kinder müssen ja auch sein, nicht wahr? Nur, es ruiniert doch eine Wohnung schrecklich, wenn ein Kind da ist, all die Babywäsche waschen, der Dampf und Wrasen. Und wir haben sooo gute Möbel. Und dann kratzt so ein Kind an den Möbeln. Gerne, aber ich müsste Ihnen statt fünfzig Mark doch mindestens neunzig rechnen. Na, sagen wir achtzig...“

„Nein, danke“, sagt Lämmchen und geht weiter.

Vieles kommt ja einfach wegen der Preise nicht in Frage. Oh, sie sieht schöne Wohnungen, helle, sonnige, anständig eingerichtete Zimmer, nette bunte Gardinen hängen da, die Tapeten sind frisch und hell...

Ach mein lieber Murkel, denkt sie, (...) o warum haben wir nicht ein ganz klein bisschen mehr Geld! Dass man nur nicht so furchtbar mit dem Pfennig zu rechnen brauchte! Es wär alles so einfach, das ganze Leben sähe anders aus, und man könnte sich restlos auf den Murkel freuen...

O warum nicht! Und die dicken Autos brausen an ihr vorbei, und es gibt Delikatessengeschäfte, und Menschen gibt es, die verdienen so viel, dass sie gar nicht wissen, wohin sie mit dem Geld sollen... na, Lämmchen versteht es nicht... Und eins nimmt sie sich fest vor, und sie wird mit dem Jungen auch noch darüber reden: Bei der nächsten Wahl wird KPD gewählt, alles andre ist ja Unsinn, die denken ja doch nicht an uns...

Abends sitzt dann oft schon der Junge im Zimmer und wartet auf sie. „Nichts?“, fragt er.

„Noch nichts“, sagt sie. „Aber verlier nur den Mut nicht. Ich hab so ein Gefühl, morgen finde ich bestimmt was.“

ERZÄHLER:

Interessant ist der Hinweis auf die KPD. Dieser ist in der Druckfassung von 1932 nicht zu finden. Erst 2016 hat der Aufbau Verlag die Originalfassung nach dem handschriftlichen Manuskript veröffentlicht. Jetzt konnte man die vielen gestrichenen Texte lesen: Schilderungen des Nachtlebens in Berlin, Charakterisierungen von Nazis, und eben auch politische Überlegungen. Eine Passage, in der Pinneberg an einer Gruppe von Arbeitslosen vorbeikommt und von Ängsten erfasst wird, obwohl er gerade eine Stellung bekommen hat, war auch entsprechend gekürzt.

SPRECHER 2:

Pinneberg ist ein erwachsener, normaler Mensch, normal ruhig, normal ängstlich. Aber nicht umsonst haben Jahre und Jahre auf ihn mit Geldnot und Kündigungsfurcht, würdeloser Behandlung und der Lebenssattheit der Großen eingewirkt: In seinen

Wunschträumen kriecht er in die Erde zurück, in den Beutel, die Gebärmutter, den Mutterschoß, in dem man ihm nichts tun kann, in dem er keine Angst zu haben braucht. Ach, er ist ja einer von Millionen, Minister halten Reden an ihn, ermahnen ihn, Entbehrungen auf sich zu nehmen, Opfer zu bringen, deutsch zu fühlen, sein Geld auf die Sparkasse zu tragen und die staaterhaltende Partei zu wählen. Er tut es, und er tut es nicht, je nachdem, aber er glaubt denen nichts. Gar nichts. Im tiefsten Innern sitzt es, die wollen alle was von mir, für mich wollen die doch nichts, ob ich verrecke oder nicht, das ist ihnen so egal, ob ich ins Kino kann oder nicht, das ist ihnen so schnuppe, ob Lämmchen sich jetzt anständig ernähren kann oder zu viel Aufregungen hat, ob der Murkel glücklich wird oder elend, wen kümmert das was?

Und die, die hier alle stehen im Kleinen Tiergarten, ein richtiger kleiner Tiergarten, die ungefährlichen, ausgehungerten, hoffnungslos gemachten Bestien des Proletariats, denen geht's nicht anders. (...) Das sind die einzigen Gefährten, diese hier, sie tun mir zwar auch was, sie nennen mich feiner Pinkel und Stehkragenproletarier, aber das ist vorübergehend. Ich weiß am besten, was das wert ist. Heute, nur heute, verdiene ich noch, morgen, ach morgen, stemple ich doch... Und ich kann nichts dazu tun. Ist man etwas dumm, dann geht man zu den Nazis und glaubt, irgendwas würde dadurch anders, wenn man die Juden totschießt – und ist man gläubig und viel widerstandsfähiger (...), träumt man also nicht von der Höhle in der Erde, dann geht man zur KPD und versucht es anders. Wenn es auch vielleicht schief geht, aber welche gibt es, die müssen sich wehren.

ERZÄHLER:

Die Nazis und die KPD – auch dieser letzte Absatz fehlt in der Druckfassung. Die Streichungen sind entstanden, weil der Roman schon vor seinem Erscheinen als Fortsetzungsroman in der „Vossischen Zeitung“ abgedruckt wurde. Dafür musste er gekürzt – und allzu radikale Positionen abgemildert. Der Rowohlt Verlag behielt manche Änderungen für den Druck gleich bei. Das war im Sommer 1932. Hans Fallada muss also schon vor dem Machtantritt der Nationalsozialisten Konzessionen machen! Aber er hat sich nur zaghaft gegen die Änderungen gewehrt. Er ist zu froh, dass er endlich den prekären Beschäftigungen entronnen ist und seine junge Familie ernähren kann. Seine Suse hat er 1929 geheiratet, im Jahr drauf kommt das erste Kind zur Welt, Sohn Ulrich, im Roman als „Murkel“ verewigt. Zwar muss Fallada nicht, wie sein „kleiner Mann“ Pinneberg, Herrenkonfektion verkaufen bei wachsendem Druck durch eine stets erhöhte Verkaufsquote. Aber die Arbeitslosigkeit und die Angst vor Kündigung, das kennt er als gerade entlassener Sträfling nur zu gut.

Musik

Hans Fallada wird als Rudolf Wilhelm Friedrich Ditzen am 21. Juli 1893 in Greifswald geboren. Vater Wilhelm Dietzen ist Amtsrichter. Er steigt zielstrebig bis zum Reichsgerichtsrat auf, deswegen müssen die Ditzens oft umziehen –als Rudolf

sechs Jahre alt ist nach Berlin, zehn Jahre später nach Leipzig. Die Mutter, Elisabeth Lorenz, ist eine Pfarrerstochter aus Uelzen und ihrem Mann treu ergeben. Wenn Rudolf in der Berliner Schule wegen seiner geflickten Hose gemobbt wird, so predigt sie ihm die Tugend der Sparsamkeit.

SPRECHER 1:

In der Schule, oder, wie wir sie nur nannten, in der Penne spielte ich zu jener Zeit eine höchst unselige Rolle. Ich ging auf das Prinz-Heinrich-Gymnasium in der Grunewaldstraße, und das war damals ein sehr feines Gymnasium, womit gesagt werden soll, dass dort in der Hauptsache die Söhne vom Offiziers- und Beamtenadel, auch von reichen Leuten die Schulbank drückten. Meine Eltern aber waren für äußerste Sparsamkeit, so kam es, dass ich, war eine Hose durchgerutscht, keine neue bekam, sondern dass meine Mutter ein paar handfeste Flicker in die arg verwundete setzte. Da sie nun aber oft keinen genau passenden Stoff hatte, so wurden ohne erhebliche Hemmung auch andere Stoffe dafür gewählt. Das ist nun gut fünfunddreißig Jahre her, und doch sehe ich diese Hose des Unheils noch genau vor mir: es war eine dunkelblaue Bleyle-Hose, und mit grauen Flicker wurde sie geziert. Ach, über den Hohn und das Gespött, die mir diese Hose eingetragen hat! Es waren natürlich nicht die wirklich »Feinen« in der Klasse, die mich damit aufzogen. Die übersahen den Defekt vornehm, freilich war ich auch für jeden Umgang mit ihnen erledigt. Fragte ich sie etwas, so antworteten sie mir nur kurz mit geringschätziger Herablassung, was mich tief schmerzte und auch empörte. Aber die andern, die Coyoten der Wölfe gewissermaßen, wie offen und schamlos verhöhnten sie mich! Da war einer, über einen Kopf war er größer als ich, Friedemann hieß die Canaille, im Unterricht durch äußerste Unwissenheit ausgezeichnet, schon dreimal bei der Versetzung »kleben« geblieben – aber etwas verstand dieser Bursche ausgezeichnet: mich zu zwiebeln!...

Oh, wie ich ihn gehaßt habe, diesen langen Friedemann mit seinem weißen, pickligen Gesicht, mit den frechen blassen Augen hinter einer Nickelbrille! Wenn er da mit seiner näselnden, überlegenen Stimme anfang, mich nach meiner Ansicht über Flickschneiderei zu befragen, über die Farbwahl bei Flicker, ob ich Rot nicht für eine wunderschöne Farbe hielte, nein, nicht? Aber vielleicht Grün mit Rot, rechts Rot, links Grün, und ein gelber Flicker vorne –? (Beifallsgejohle der andern.) Mein Vater flickte ja wohl auch meine Schuhe, der Rüster an meinem rechten Schuh sehe ihm ganz danach aus! Da könne man eben nichts machen, es gebe heile Familien und es gebe geflickte Familien. Es sei nur gut, daß ein Exemplar der Flickfamilien auf diesem Gymnasium vertreten sei, als Anschauungsmaterial.

ERZÄHLER:

Der Schüler Rudolf ist zunehmend eingeschüchtert, verängstigt und wird sogar von den Lehrern als schwachsinnig verspottet. Erst als er an eine andere Schule versetzt wird, kann er gute Leistungen vorweisen. Rudolf ist nach zwei Töchtern der ersehnte erste Sohn, drei Jahre später folgte noch Bruder Ulrich. Aber er kann von Anfang an, die Erwartungen, die sein Vater an seinen Erstgeborenen stellt, nicht erfüllen und fühlt sich schon als Junge als Versager. Er flüchtet in Krankheiten und in die Welt der Literatur. Davon erzählt Hans Fallada rückblickend unter anderem in seiner nachgelassenen Erzählung „Warnung vor Büchern“:

SPRECHER 2:

Ich war unter vier gesunden Geschwistern ein kränkliches Kind, ich war darum ein einsames, kopfhängerisches, scheues Kind – doch kaum dämmerte der Morgen, so war ich wach, zog einen Band unter der Matratze hervor und las und las. Dann war die Krankheit vergessen, vergessen war Angst vor Menschen und Lehrern, es gab keine unerledigten Schularbeiten mehr, ich war in einer andern Welt, und was Wunder, dass mir diese Welt allmählich viel mehr bedeutete, dass sie mir viel wirklicher schien als die Welt, in der ich tagsüber ziemlich verschlafen umging. ... Aber diese eigene Welt hatte mich dabei so ungeeignet wie nur möglich für das tägliche Leben gemacht. Ich hatte keine Freunde, keine Spiele, keine Interessen, keine Gemeinschaft – ich war der menschenhassendste Einzelgänger von der Welt. Aber dafür setzte ich mich, ging mir im Leben etwas schief, auf meine Robinsoninsel, herrschte über alle Schätze Aladins, ritt als siegreicher Held durchs schottische Hochland – und jeder wirkliche Misserfolg zählte nichts.“

ERZÄHLER:

Misserfolge gibt es reichlich im Leben des jungen Rudolf Ditzen. Der Umzug nach Leipzig beginnt für ihn mit einer Katastrophe. Monatlang hat er sich auf die Aufnahmeprüfung des dortigen Gymnasiums vorbereitet, dann, am Tag zuvor, ist er mit seinem neuen Fahrrad unterwegs und stößt mit einem Pferdefuhrwerk zusammen. Mit schweren Verletzungen liegt er wochenlang im Krankenhaus, bevor er geschwächt und isoliert die Schule besuchen kann. Ständige Kopfschmerzen und Depressionen begleiten ihn von da an, die Pubertät bringt ihn in zusätzliche Nöte. Er beginnt zu rauchen, schwankt zwischen Aufbegehren und Todessehnsucht, liest Nietzsche, Hofmannsthal, Oscar Wilde und kultiviert einen ästhetisierten Lebensekel. Wie er sich selbst sieht in jener Zeit, dokumentiert eine Erzählung aus Falladas Nachlass mit dem Titel „Pogg, der Feigling“

SPRECHER 2:

Sein Vater war irgendein hohes Tier in der Verwaltung oder Justiz, das habe ich vergessen. Sicher, dass er viele Orden trug und dass der Verkehr mit seinem einzigen Sohn sich darauf beschränkte, vierteljährlich seine Zeugnisse durchzusehen.

Die waren jämmerlich genug. Pogg Vater blieb es unverständlich, dass sein Sohn solche Noten nach Hause bringen konnte. Da stand dieser Bursche nun, käsig, zum Umpusten, und auf zehn Schritte gegen den Wind roch man ihm die Angst an. Pogg Vater wusste nicht was tun, er händigte Julius seiner Mutter aus, die ihn an den Arzt weitergab. Der Arzt verordnete Eisen, Lebertran, kalte Abwaschungen, Sanatogen, Biomalz, Brom, und Julius blieb geduckt, kroch an den Wänden entlang und tat das Maul nicht auf.

Umso größer war das Entsetzen, als die Gouvernante der Schwestern erregt meldete, dass Julius regelmäßig ihr im Nachttisch aufbewahrtes Portemonnaie bestehle. Es war ungläubhaft, doch stellte man eine Falle, in die Julius mit rührendem Ungeschick ging.

Diesmal nahm der Vater selbst die Kur in die Hand. Er verordnete Pfeifenrohr, mehrere köstliche Weichselrohre mussten daran glauben, und Julius wurde in eine strenge Pension geschickt.

Überraschenderweise lauteten die Berichte von dort nicht ungünstig, die Zeugnisse wurden besser und gut, der Vater musste zu seinem Staunen erleben, dass Julius Zweiter wurde. Er wäre Erster geworden, hätte er nicht einen Tadel wegen Frechheit erhalten –wegen Frechheit, Gott bewahre! Er durfte zum ersten Mal wieder in den Ferien heimkommen und zeigte sich als ein sorgfältig gekleideter Jüngling, dessen Sicherheit zu betont war, um nicht Schüchternheit zu verbergen. Die Frivolität, mit dem er seinem Vater zur Begrüßung entgegenschrie: „Tag, alter Knabe!“, wobei seine Augen abirrten, war derart bestürzend, dass der Vater nach einer Weile Atmens nichts entgegnen konnte als: „Du scheinst ja eine nette Pflanze geworden zu sein! Ein sauberes Früchtchen!“

Julius reiste wieder ab, sein Abitur zu bauen, nicht ohne vorher zweimal um vier Uhr früh betrunken nach Hause gekommen zu sein. ...

Aus dem Abitur wurde nichts. Vier Wochen vorher schlug der Blitz ein: Der Sohn hatte seinen Freund erschossen.

ERZÄHLER:

Die Schilderung entspricht im Groben den biographischen Tatsachen. Da Hans Fallada sehr viel an Selbsterlebtem entlang geschrieben hat, ist es schwierig, Leben und Fiktion auseinanderzuhalten. Sogar für jemanden, der eine Biographie über den Autor geschrieben hat, wie Peter Walther:

O-Ton Walther. Spiegelkabinett 31“

(5.20) Also wenn Sie an das Verhältnis von Literatur und Leben bei Fallada denken, dann müssen Sie sich vorstellen, dass Sie in eine Art Spiegelkabinett treten. Sie wissen im Grunde nicht, was da los ist. Weil er teilweise selbst Dinge in seinem realen Leben inszeniert hat, schon mit der Idee, sie literarisch zu verarbeiten. Es gibt solche Schleifen, wo man nicht weiß, wo ist Anfang, wo ist Ende, was ist Literatur und was ist Leben.

ERZÄHLER:

Das gilt sogar für die größte Katastrophe im Leben des jungen Rudolf Ditzen, von der sein weiteres Schicksal und auch sein Schreiben bestimmt wird:

O-Ton Walther. Duell 1.14“

(1h4.18) ... nämlich vom versuchten Doppelselbstmord des Gymnasiasten, des 17jährigen, 1911. Eine tragische Jugend in Zerrissenheit, die er verlebt hat, er fühlt sich unverstanden, es gibt schon zwei oder drei Selbstmordversuche, und er findet einen Freund, den er eigentlich erst mal nur brieflich kennt. Und wenn man sich heute diese Briefe anguckt, dann kommt einem das kalte Grausen, es geht nämlich in der Korrespondenz eigentlich nur darum, auf welche Weise es gelingen könnte, sich umzubringen. Dieser Freund, Hans-Dietrich von Necker, besorgt Gift, sie versuchen es auch noch auf andere Weise, und kommen schließlich 1911 auf den Gedanken eines vorgetäuschten Duells. Und sie inszenieren also auch auf literarische Art und Weise den Anlass dazu, einen Ehrenhändel, es geht um ein junges Mädchen, und sie treffen sich dann frühmorgens um Fünf und haben Gedichte von Nietzsche und Hofmannsthal in ihren Taschen und rauchen noch eine oder zwei Zigaretten vorher – und dann schießen sie aufeinander.

ERZÄHLER:

Dies geschieht am 17. Oktober 1911. Das Duell geht aber nur für den Freund tödlich aus. Rudolf Ditzen überlebt. Der Vorfall ist nicht so außergewöhnlich, wie es uns heute vorkommt. In jenen Jahren gibt es unter Schülern in Deutschland eine Welle von Selbstmorden. Eine ganze Generation wächst in einem Zwiespalt auf: Sie lehnen sich auf gegen die Werte des Kaiserreichs und die autoritäre Erziehung der Eltern, können sich aber nicht einfach von den alten Moralvorstellungen befreien, so dass sie mit sexuellen Hemmungen zu kämpfen haben. Zugleich sind die Gymnasiasten einem extremen Leistungsdruck in den Schulen unterworfen, den nicht alle ertragen. So wurde Selbstmord zu einem Ausweg.

O-Ton Walther. Unzurechnungsfähig 24“

(1h7.7) Das Ganze hat zur Folge, dass er unter Mordanklage gestellt wird, diese Mordanklage wird wenig später fallen gelassen um den Preis der Hospitalisierung,

pikanterweise auf der Grundlage eines Paragraphen, nämlich der Unzurechnungsfähigkeit, der erst sieben, acht Jahre davor unter Mitwirkung seines Vaters in das Bürgerliche Gesetzbuch geschrieben wurde.

ERZÄHLER:

Rudolf Ditzen kommt zunächst in die Psychiatrie der Universität Jena, wo ihn der angesehene Psychiater Otto Binswanger dazu anhält, über seine Erlebnisse zu schreiben. So entsteht nicht nur ein aufschlussreicher Lebenslauf, sondern auch ein Text, der über die schrecklichen Tatsachenschilderungen hinaus durch seine literarische Qualität auffällt:

SPRECHER 2:

Aufzeichnungen des jungen Rudolf Ditzen nach dem Scheinduell mit seinem Schulfreund. ... Ich hatte Selbstmord begehen wollen, auch zwei Schüsse auf mein Herz abgegeben, die beide ausgezeichnet trafen, leider aber doch nicht so gut, dass ich dieses langweiligen Elends, das man Leben nennt, überhoben gewesen wäre. Beide Schüsse hatten das Herz gestreift, waren durch die Lunge hindurch gegangen und hatten zwei Rippen zerbrochen. Beide Verletzungen, schon jede für sich allein stark genug, um selbst einer Bärennatur ein Ende zu machen, doch mein zäher Körper überstand sie völlig, so wie er ja auch schon vieles davor an Krankheiten überstanden hatte.

Nach einer Zeit lang, die ich still am Platze, auf den ich gestürzt, gelegen hatte, suchte ich mich zu erheben. Es misslang. Der Atem piff unheimlich in meine Lunge, das zerrissene und halb verkohlte Hemd entblößte meine linke Brust, in der sich direkt an der Brustwarze zwei schwarze runde Löcher befanden, in denen das Blut, bald höher steigend, bald tiefer sinkend, zischte. Ich zwang mich, nicht dahin zu sehen. Zwei Schüsse hatte mein Freund auf mich abgegeben - beide vorbei -, einen ich auf ihn, zwei auf mich selbst, blieb noch einer, denn der Revolver musste doch sechs Schüsse enthalten. Ich suchte ihn. Er lag ein wenig entfernt im bereiften Gras. Ich streckte meine Hand nach ihm aus und konnte ihn noch mit Mühe erreichen... Ich drückte ganz langsam. Die Trommel drehte sich, dann schnappte sie – jetzt, jetzt musste sie kommen – doch nein, alles blieb still, der Schuss hatte versagt. Alles andere hatte ich erwartet, nur nicht das. Was sollte ich tun? ...

Ich begann zu rufen, ganz maschinenmäßig...ich rief um Hilfe: Hilfe...Hilfe...Immer in langen Pausen. Der Atem versagte oft. Das Echo warf mir das Wort aus dem Walde wieder auf die kleine Lichtung zurück, schwächer, wie Hohn, wie eine Parodie klang es: Hilfe...Hilfe...

ERZÄHLER:

Ein Glück für Rudolf Ditzen ist die Überweisung in die progressive Anstalt Tannenfeld, deren Leiter Dr. Tecklenburg auf die bis dahin üblichen drakonischen

Maßnahmen verzichtet und moderne Psychotherapien anwendet. Außerdem zieht Adelaide Ditzen mit ein, eine Schwester des Vaters, eine gebildete selbständige Frau. Tante Ada unterrichtet ihren Neffen in den Fremdsprachen Englisch, Französisch, Italienisch und leitet ihn an, Übersetzungen zu machen. Außerdem empfiehlt sie ihm die Bücher von Wilhelm Raabe, Jean Paul, Theodor Fontane, Charles Dickens und ihres Bekannten Romain Rolland. So erhält der spätere Schriftsteller seine literarische Grundausbildung.

Musik

Da Rudolf Ditzen nach dem Duell nicht mehr an eine Schule zurückkehren kann, daher auch vom Studium ausgeschlossen ist, macht er auf Anraten des Arztes eine landwirtschaftliche Ausbildung in einem nahegelegenen Gut. Erstaunlicherweise fügt sich der exaltierte Jüngling problemlos in die strengen Tagesabläufe auf dem Gutshof ein und verrichtet diszipliniert seine Arbeit. Bis 1926 wird Hans Fallada immer wieder auf landwirtschaftlichen Gütern arbeiten, rückblickend sieht er darin sogar die Keimzelle seiner realistischen Erzählkunst:

SPRECHER 1:

Und doch habe ich in all diese Zeit gelernt für das, was ich einmal werden sollte: ein Schriftsteller. Ich war nämlich fast immer mit Menschen zusammen, ich stand hinter den endlosen Reihen der schwatzenden Frauen beim Rübenhacken, beim Kartoffelbuddeln, und ich hörte die Frauen und die Mädels schwatzen, von morgens bis abends ging das. Abends schwatzte dann der Chef, und auch die Schweizer im Kuhstall schwatzten wie die Knechte beim Füttern im Stall. Ich konnte ja nicht anders, ich musste zuhören, ich lernte, wie sie reden und was sie reden, was sie für Sorgen haben, was ihre Probleme sind. Und da ich ein sehr kleiner Beamter war, der auf keinem Pferd herumritt, sondern höchstens der Zeitersparnis halber das Dienstrad benutzte, so hatten die Leute auch keine Hemmungen, mit mir zu reden, ich habe es damals gelernt, mit jedem Menschen zu schwatzen.

ERZÄHLER:

Entgegen dem Gutachten seines Arztes will Rudolf Ditzen im Sommer 1914 unbedingt in den Krieg ziehen. Nach elf Tagen wird er jedoch als untauglich entlassen. Wieder einmal hat er den Ansprüchen seines Vaters nicht genügt. Dass sein jüngerer Bruder Ulrich sich in der militärischen Laufbahn tadellos bewähren wird, entspricht dem familiären Muster – dass er 1918 im Krieg umkommt, macht alles noch schlimmer. Der Versager, als der sich Rudolf Ditzen empfindet, beendet im August 1915 seine Lehre und tritt seine erste Stelle auf einem Gut in Hinterpommern an. Aber bald zieht es ihn in die Stadt. Er arbeitet zunächst in Stettin, dann ab November 1916 in Berlin als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der neu gegründeten Kartoffelbaugesellschaft. In

Berlin lernt er Annemarie Seyerlen kennen, seine erste Muse und Inspiratorin. Sie unterhält gemeinsam mit ihrer Freundin Lotte Fröhlich einen Salon. Dort tritt Rudolf Ditzen mit selbst geschriebenen Theaterszenen auf. Und er schreibt einen Roman über seine Jugend. Da der Vater darauf besteht, dass sein Sohn sich als Autor ein Pseudonym zulegt, nennt er sich Hans Fallada, nach dem geschundenen Schimmel Falada aus dem grimmschen Märchen „Die Gänsemagd“, dessen abgeschlagenes Haupt die Wahrheit spricht. Den Vornamen leiht er sich vom naiven Helden aus „Hans im Glück“. 1920 erscheint bei Rowohlt „Der junge Goedeschal. Ein Pubertätsroman.“

SPRECHER 2:

Ihr Weg hatte sie in helle und belebte Straßenzüge geführt. Trotz des schlechten Wetters waren viele Leute draußen. Ihre Gesichter schienen seltsam aufgedunsen, Leichen gleich, die im Wasser gelegen hatten, und alle mit einem, nur einem einzigen Ausdruck, den sie mit einer verbissenen Störrigkeit festhielten. Aber auch zwischen ihnen meinte Kai brüderlich Verwandte, nahe Freunde zu entdecken, die wie er verzweifelt und rastlos »suchten«. Was? – Das Leben, eben jenes Leben, wie es sich ihre Verzweiflung wärmer, Haut an Haut träumte. Ihre Augen, müde von vielem Umherschauen, gereizt von zahllosen, ungeweinten Tränen, erleuchtete immer von neuem ein anderer Ausblick ihrer alten Hoffnung. Ihre Lippen schienen Gebete zu murmeln zu einem Herrn, der sie nicht erhören würde. Die Bewegungen ihrer stets mageren Hände waren zwecklos und seltsam wie phantastische Blüten, die man im Traum sieht. Aber Kai merkte es wohl: jene Weiber mit den dunklen Schatten unter den Augen, die eine wehmütige Rücknahme der Versprechen waren, die Haut und Lippen gaben, sie hatten keinen Blick für diese Suchenden. Vielleicht sehnten auch sie sich. Es mußte süß sein, so verachtet zu werden wie sie und sich dann sehnen zu dürfen. Wäre er eine von ihnen, er würde die Blicke der Einsamen im Netz seiner Hingebung zu fangen wissen. Ja: dieses Eine: verachtet sein und verworfen, konnte einen vielleicht dazu bringen, ganz heiß zu lieben und geliebt zu werden.

ERZÄHLER:

Fallada schreibt später über sein Frühwerk, zu dem auch der Roman „Anton und Gerda“ gehört:

SPRECHER 1:

Es waren so eine Art Pubertätsromane, den Zeitverhältnissen entsprechend in etwas gestammeltem Deutsch geschrieben. – und ich habe mich nie überwinden können, auch nur eine Zeile dieser Selbstbeschau wieder zu lesen.“

ERZÄHLER:

Die beiden spätexpressionistischen Romane erlauben jedoch einen Einblick in die Stimmung von jungen sensiblen Menschen in den letzten Jahren des Kaiserreichs. Sie

schildern Außenseiter, Zerrissene, die sich in ihrer Verzweiflung der Sucht ergeben. Das trifft auch für Hans Fallada zu: Schon als Jugendlicher beginnt er übermäßig, Zigaretten zu rauchen, er trinkt Cognac und während des Ersten Weltkriegs kommt er mit Morphinium in Berührung. In mehreren Texten, darunter in der Erzählung „Sachlicher Bericht – Über das Glück, ein Morphinist zu sein“ beschreibt Fallada die erlösende Wirkung einer Morphiumspritze:

SPRECHER 2:

Der Arzt sitzt mir gegenüber und lässt mich nicht aus dem Auge. Dann komme ich zum Thema. Ich bin auf der Durchreise, habe einen Abszess am Arm, der mich böse quält, würde der Herr Sanitätsrat so freundlich sein, ihn zu untersuchen und festzustellen, ob er schon geschnitten werden kann? Der Arzt bittet mich, den Arm frei zu machen. Ich zeige ihm die geschwollene blutrote Stelle des Unterarms, unter deren Haut Eiter siedet, sie ist dicht umgeben von den Dutzend frisch-roter oder abheilender brauner Einstichstellen.

„Sie sind Morphinist?“

„War es! War es, Herr Sanitätsrat. Ich bin in der Entwöhnung. Das Schlimmste ist überstanden, Herr Sanitätsrat. Neun Zehntel geheilt.“

„So. Nun, ich werde schneiden.“

Plötzlich ist mein Gesicht von Tränen überströmt. Ich jammere: „Helfen Sie mir, Herr Sanitätsrat, nur eine Spritze.“

„Beruhigen Sie sich, oh beruhigen Sie sich, wir werden alles besprechen. Es gibt immer noch Hilfe.“

„Kann ich sie gleich haben, jetzt sofort? Aber dreiprozentig, Herr Sanitätsrat, und fünf Kubikzentimeter, sonst schlägt es nicht an bei mir.“

„Ich gebe Ihnen keine Spritze. Sie müssen soweit kommen, dass dies Leben für Sie ganz unerträglich wird, dass Sie sich freiwillig entschließen, in eine Anstalt zu gehen.“

„Aber ich werde mich töten, Herr Sanitätsrat.“

„Sie werden sich nicht töten. Kein Morphinist tötet sich direkt, höchstens aus Versehen durch Überdosierung. Es wird höchste Zeit für Sie, in eine Anstalt zu gehen. Können Sie die Behandlung in einer Privatanstalt bezahlen?“

„Ja! Aber man wird mir auch dort kein Morphinium geben!“

„Sollten Sie sich entschließen, jetzt gleich mit mir persönlich in eine Anstalt zu gehen, so würde ich Ihnen vorher noch eine Spritze geben. Nun?“

Ich senke die Lider. Ich bin besiegt. Ja, ich will das Leiden auf mich nehmen, ich will entwöhnt werden. Ich bejahe nickend. Ich denke nur an die Spritze, die ich gleich, gleich haben werde. Dann setze ich mich in einen Stuhl und warte. Er macht die Spritze zurecht. Er sticht ein. Ich bekomme zwei Kubikzentimeter einer dreiprozentigen Lösung.

Und nun... Ja... So... So ist das Leben wieder schön. Es ist so sanft, ein glücklicher Strom wallt durch meine Glieder dahin -, in seinem Strömen bewegen sich alle kleinen

Nerven zart und sacht wie Wasserpflanzen in einem klaren See... Meine einzige Geliebte ist jetzt das Morphium. ...

Da höre ich das Schreiten des Arztes, gehe ich denn nicht in eine Anstalt? Meine Geliebte lächelt, ich weiß, dass mich nichts halten, niemand zwingen kann. Der Arzt öffnet mir den Schlag des Autos. Ich steige vor ihm ein, und indes der Wagen anspringt und er sich setzt und mit Decken hantiert, öffne ich die andre Tür und springe sicher heraus, denn mein Körper ist jung und geschickt, und tauche in der Menge unter und verschwinde in ihr. Und ich sehe den Arzt niemals wieder.

ERZÄHLER:

Mehrmals hat Rudolf Ditzen bei seiner Arbeit auf den Landgütern Geld unterschlagen, um seine Morphiumsucht zu finanzieren. Als der Betrug auffliegt, wird er zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, die er ab Juni 1924 in seiner Geburtsstadt Greifswald absitzt. In einem „Gefängnistagebuch“ beschreibt Fallada den Alltag in der Haft - von den Wanzen über die Arbeit bis zu den Mitgefangenen und seinen Träumen, die er sorgfältig notiert, denn:

SPRECHER 1:

Ich möchte einmal feststellen, ob Freud mit seiner Behauptung, das Niederschreiben der Träume befördere die Häufigkeit und Klarheit des Träumens, recht hat. Dann hätte ich für diese Monate hier noch eine nicht zu verachtende Beschäftigung, denn das Träumen ist viel schöner als selbst Morphium.

ERZÄHLER:

Nach seiner Freilassung wird Fallada jedoch rasch wieder rückfällig. Interessanterweise stellt er sich diesmal selbst und bezichtigt sich weit höherer Unterschlagungen als er wirklich begangen hat, so dass er 1926 zu einer zweieinhalbjährigen Haftstrafe verurteilt wird, die er in Kiel und in Neumünster absitzt. Eine mögliche Erklärung für dieses seltsame Verhalten ist, dass er in Greifswald erlebt hat, dass das Gefängnis die beste Entziehungskur ist. Außerdem hat er festgestellt, dass ihm der Gefängnisalltag einen Halt gibt. Er unterwirft sich den Regeln, sucht die Anerkennung des Wachpersonals, bis zu dem Punkt, dass er sie über die Ausbruchspläne von Mitgefangenen informiert. Über sein Verhalten reflektiert er im Tagebuch:

SPRECHER 1:

Trotz all meiner Bücher, trotz all meiner Anschauungen: Ich bin der geborene Bürger, ich stelle mich stets auf die Seite der Autorität. Aber auch das ist es im letzten Ende nicht: Ich glaube, ich tue es aus Freude an der Sache selbst, und aus Wichtiguerei. Ich bin der geborene Spitzel, der Gemeinheiten nicht seines Vorteils willen, sondern ihrer selbst halber begeht.“

ERZÄHLER:

Ob es wirklich die Freude an der Gemeinheit ist, fest steht, dass Rudolf Ditzen von der autoritären Erziehung geprägt ist und sich sein Leben lang im Spagat zwischen einem streng geregelten Alltag und den Abstürzen in die Sucht bewegen wird. Im Gefängnis sammelt er die Eindrücke, die in seinen Roman „Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“ einfließen werden. Darin wird er am Beispiel seines Helden Willi Kufalt darlegen, dass nach einer längeren Inhaftierung die Freiheit eine fast zu große Herausforderung darstellt. Aber schon lange vor dem Roman – kurz nach seiner eigenen Entlassung - erscheint im „Hamburger Echo“ am 17. Dezember 1928 die kurze Erzählung „Der Strafantlassene“.

SPRECHER 2:

... Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, 25 Jahre alt, mit 82 Mark Arbeitsverdienst in der Tasche, war er entschlossen „keine Dummheiten“ zu machen. ... Er hatte sich ausgerechnet, dass er mit seinen 82 Mark einen Monat leben könnte, in dieser Zeit musste er Arbeit finden. ... Bei den Aushängen war der Stellenmarkt einzusehen, möglichst rasch waren Bewerbungsschreiben fortzuschicken, und trotzdem musste die Schrift erstklassig sein. Zu jeder Briefseite nahm er eine neue Feder. Und dann das Porto - alles lief ins Geld.

Zu Anfang hatte er noch geglaubt, eine warme Mahlzeit am Tage müsse sein, dann sah er, dass er sie sich nicht leisten konnte, Brot, Butter und Aufschnitt, Brot, Margarine und ein Bückling, Brot und Margarine, Brot... Schritt für Schritt ging es zurück. Und doch flog das Geld.

Ein paar Male wurde er auf seine Bewerbungen hin zur Vorstellung aufgefordert, aber irgendetwas in seinem Wesen, etwas Scheues, Sprunghaftes, die Lücke in seinen Zeugnissen – gewiss, er ist seit zwei Jahren selbständig gewesen, es wird ihm schon geglaubt, aber hat er nicht vielleicht doch einen Nachweis, einen kleinen Ausweis der Gemeindevorsteher aus dem Kaff, von dem er erzählt? ...

Vierzehn Tage ist er solide gewesen, dann spricht ihn nachts eine Frau an. Zwei Jahre hat er von Frauen nur geträumt, in quälenden Träumen seine Erinnerungen immer wiederholt, er kann nicht widerstehen. Als er am nächsten Morgen sein Geld nachzählt, merkt er, dass er eine Woche früher Arbeit finden muss, in einer Woche muss er Arbeit haben.

Er überwindet seinen Stolz, er geht zum Wohlfahrtsamt, zur Gerichtshilfe. Ja, Arbeit. Für körperliche Arbeit ist er wohl zu schwächlich? Natürlich... Aber vielleicht Adressenschreiben? Es gibt irgendeine Organisation, die so etwas vergibt; er geht hin, ja, man wird ihn beschäftigen.

Nun sitzt er dort Tag für Tag und schreibt Adressen. Im Anfang bringt er es nur auf 2 Mark den Tag, aber dann steigert er es auf 3, 4, ja, sogar 5 Mark an ganz günstigen

Tagen. Abends ist er wie tot, sein Hirn öde, seine Hand verkrampft. Aber er kann weiterleben, von heute auf morgen, gerade das Leben hat er, das nackte Leben. Dann hört er flüstern: die Arbeit wird knapp... Der Verdienst reicht nicht mehr. Der Groschen, so fest er um ihn die Hand schließt, das Leben dreht ihn heraus. Er trägt die Wäsche, die Kleidung fort, einzeln, zum Pfandhaus. Auch sein Zimmer ist zu teuer, nun er nur noch die Sachen hat, die er auf dem Leibe trägt, genügt eine Schlafstelle. Schließlich kann man auch bei der Heilsarmee schlafen, im Asyl, in Wartehallen. ... Nun geht es reißend schnell bergab. Wozu sich noch mühen, er hat eben kein Glück. Einer auf der Schreibstube hat mal eine Mark gefunden, nun bringt er die Tage damit zu, verlorenes Geld zu suchen auf der Straße. ...

Alles ist Geld. Sein Traum ist Geld, sein Wachen ist Geld. Diese runden Markstücke, diese vollen Fünfmärker, deren Druck er durch den Stoff auf dem Körper fühlte wie eine Lust, sie sind überall, in jedermanns Hand. Abends, in den dunklen Straßen – könnte er es nicht wagen, ein Griff nach einer Handtasche, ein paar Sprünge um die nächste Ecke? Und der rote Bau mit den vergitterten Fenstern baut sich wieder vor ihm auf; hat er je geglaubt, das Leben war dort schlimm? Leicht war es, er hatte zu essen, keine Geldsorgen, niemand verachtete ihn. ... Vielleicht, vielleicht, vielleicht wird er es heute Abend wagen...

ERZÄHLER:

Im Gegensatz zu seinen literarischen Figuren kann Hans Fallada in der Freiheit wieder Fuß fassen. Er tritt der SPD bei und einer Abstinenten-Vereinigung – dies leider nur vorübergehend -, und er findet schließlich Arbeit ausgerechnet in Neumünster in Schleswig-Holstein, in der Stadt seines Gefängnisaufenthalts. Als Abonnentenwerber beginnt er bei dem „General-Anzeiger“, einer Lokalzeitung. Ein Alptraum, wie er ihn in einer Erzählung schildert:

SPRECHER 2:

Morgens lief ich meist noch ziemlich munter los, ich hatte mir einen bestimmten Stadtteil vorgenommen, meist einen neuen, in dem ich noch nicht bekannt war und in dem ich mir aus bestimmten, jedes Mal neu ausgetüftelten Gründen besonders viel versprach. Wenn ich dann aber auf dreißig Klingelknöpfe gedrückt und immer nur eine brummige Absage bekommen hatte, dann war mein ganzer Morgenelan auf einmal weg, und ich verzweifelte völlig daran, an diesem Tag noch einen einzigen Abonnenten zu werben. Dann stand ich oft lange vor einem solchen Klingelknopf, ich konnte mich nicht dazu bringen, die Hand zu erheben und auf den Knopf zu drücken. Ich hatte Angst vor der nächsten Absage, Angst vor meinem eigenen unüberzeugten Geschwätz (denn ich wusste, dass meine Zeitung schlecht war), Angst vor der ängstlich an der Kette gehaltenen Tür, Angst vor dem Hunger, der Kälte. ...“

ERZÄHLER:

Zum Glück kann Fallada aufsteigen, vom Abowerber zum Inseratenbeschaffer und sogar zum Redakteur. Schließlich ist er dort der Mann für alle Fälle. Seinem Freund Kagelmacher schildert er seine Tätigkeit so:

SPRECHER 1:

Für die Zeitung schreibe ich nur selten und dann immer Mist: In der Hauptsache werbe ich Annoncen, was sich so abspielt, dass ich von Laden zu Laden laufe und bettele, denn wir sind ein sterbendes Blättchen, das nur noch 1200 Abonnenten hat, während wir feste von 4000 reden, was uns aber niemand glaubt. Dann werbe ich für die Leuchtsäulen, die auf der Straße stehen, und seit kurzem ist mir auch der Plakatschlag an den Litfaßsäulen übertragen. Ich erteile Verkehrsauskünfte, verkaufe Omnibusfahrtscheine, vermiete möblierte Zimmer, berate Vereine bei Festveranstaltungen, betreibe einen Hotelzimmernachweis, gebe Taschenfahrpläne heraus, vertreibe Prospekte von fast 800 Kurorten und Sommerfrischen und verdiene mit alledem gerade so viel, dass wir so eben leben können.

ERZÄHLER:

So war es zu Beginn der jungen Ehe mit Anna, genannt Suse, und trotz all dem Glück und der jungen Liebe wäre Ditzgen wohl zermürbt in Neumünster, wenn ihm nicht sein Verleger Ernst Rowohlt geholfen hätte. Wie er ihm wieder begegnet ist – und sich alles zunächst zum Guten wendet, bis dann die Politik in sein Leben eingreift, erzählen wir in der Zweiten Stunde dieser Langen Nacht über Hans Fallada.

Musik

2. Stunde

Musik

ERZÄHLER:

Im Spätsommer 1929 fährt Hans Fallada mit seiner jungen Frau nach Sylt. Sein Arbeitgeber, der „General-Anzeiger“ von Neumünster hat ihm eine Werbefahrt geschenkt: mit der Bahn über den neu errichteten Hindenburgdamm. Auf der Nordseeinsel trifft Fallada zufällig seinen Verleger. Seiner Schwester Elisabeth berichtet er:

SPRECHER 1:

Liebe Ibeth,

Du weißt ja von unserer Karte, dass wir gestern auf Sylt waren. Und weißt Du, wem ich dort in der letzten halben Stunde in den Weg laufe? Meinem alten Verleger Rowohlt, dem ich gerade vor vier Tagen seit endloser Zeit zum ersten Mal wieder nach Berlin geschrieben und der eben gerade die Antwort an mich in den Kasten gesteckt hatte. Wenn das Zufall ist... Jedenfalls hält es Rowohlt nicht für ausgeschlossen, dass er mich nach Berlin zu Ullstein bringt. Ich mache mir keine Hoffnung, aber vielleicht klappt es doch einmal. Ich wäre sehr froh, wenn es was würde, auch für meine Suse, die mit meinen Berliner Freunden schon sehr herzliche Freundschaft geschlossen hat, auch für meine Arbeit, auch für meinen Kopf, der hier notwendig dürre wird, aber es ist nur ein Traum, mehr nicht. Sag auch lieber Mutti nichts davon, es ist ja noch nichts als eine freundliche Redensart. Trotzdem ist unser sehnlichster Wunsch, von hier fortzukommen. Neumünster ist eben ganz Industriestadt, ohne jede geistige Schicht, es ist kleinbürgerlich, prüde etepetete. Neulich bin ich inoffiziell-offiziell gebeten worden, meinen schönen schwarzen Etonhut nicht auf Geschäftsgängen aufzusetzen, er sähe zu extravagant aus. Das ist Neumünster.

ERZÄHLER:

Neumünster ist die Stadt, in der Rudolf Ditzen seine Gefängnisstrafe verbüßt hat. Neumünster ist die Stadt, in der er sich für eine Lokalzeitung abstrampeln muss. Aber Neumünster ist auch die Stadt, die seit 1981 alle zwei Jahre im Namen Hans Falladas einen Literaturpreis vergibt. Damit will sie jüngere Autorinnen und Autoren auszeichnen, die in ihren Werken Zeitprobleme mit politisch-sozialem Hintergrund behandeln. 2014 wurde die Berliner Schriftstellerin Jenny Erpenbeck mit dem Fallada-Preis ausgezeichnet. Sie hatte davor ihren vierten Roman veröffentlicht „Aller Tage Abend“. Noch heute, da sie mit dem Roman über Emigranten „Gehen, ging,

gegangen“ international berühmt geworden ist, staunt sie, wie hoch dieser Preis im Ausland angesehen ist.

O-Ton Erpenbeck.Preis 25“

(0.39) Der Fallada-Preis, der vielleicht in Deutschland gar nicht zu den bekanntesten gehört, ist in England und in Amerika hoch angesehen. Ich denke, das hat zu tun, dass „Jeder stirbt für sich allein“ noch so einen unglaublichen Neustart hatte vor Kurzem, und Fallada ist sehr berühmt, und es gab praktisch keine englischsprachige Biographie, wo nicht der Fallada-Preis an erster Stelle erwähnt wurde.

ERZÄHLER:

Jenny Erpenbeck, geboren 1967, ist seit ihrer Kindheit mit den Texten von Hans Fallada vertraut.

O-Ton Erpenbeck.Murkelei 23“

(1.20) Ja, ich bin aufgewachsen mit seinen Geschichten aus der Murkelei. Die zählen in unserer Familie traditionell zu den unbedingt mit den Kindern zu lesenden Kinderbüchern, also die habe ich oft gelesen, das waren so Figuren, die auch in unseren Alltag übergegangen sind, Hans Geiz, das sind einfach wunderschöne Geschichten -

ERZÄHLER:

Hans Geiz ist der Bösewicht in Falladas Märchen „Der goldene Taler“, in dessen Dienste sich die arme Waise Anna Barbara begibt. Direkt nach dem Begräbnis ihrer Großmutter besteigt sie den Schlitten des hageren, gelbhäutigen Mannes, der von einem klapperdürren Schimmel gezogen wird:

SPRECHERIN: ODER SPRECHER 2:

»Da sind wir also wieder zu Haus!« sagte Hans Geiz, aber so viel Anna Barbara auch durch das Schneetreiben spähte, sie vermochte kein Haus zu sehen. Da war nur etwas in dem Schnee, das sah wie ein Haufen altes, verfaultes Stroh aus.

»Wo ist denn das Haus?« fragte Anna Barbara neugierig. Aber Hans Geiz zeigte nur mit einem: »Da!« auf das alte Stroh und befahl: »Nun hilf mir erst einmal den Schimmel Unverzagt ausspannen. Dann wollen wir ins Haus gehen und schön zu Abend essen.«

So knüpften und schnallten denn die beiden mit ihren froststarrten Händen so lange an dem Schimmel herum, bis er ohne Geschirr dastand.

Wieder sah sich Anna Barbara um, wo denn der Stall für den Schimmel wäre. Aber Hans Geiz sagte bloß: »Leg dich, Unverzagt!« und sofort legte sich der Schimmel in den tiefen Schnee, dass eine Grube entstand. »So – und nun schieb Schnee über ihn ...« befahl Hans Geiz.

Das alte Tier rollte die Augen wie Bälle und fletschte dazu seine langen, gelben Zähne, aber es half ihm nichts: es wurde ganz mit Schnee zugedeckt. »Der Winter ist doch die beste Jahreszeit«, lachte Hans Geiz, als das getan war. »Spart Futter und Stall. Da liegt er nun, der Unverzagt, der Frost hält ihn frisch, dass er mir nicht verdirbt, und brauche ich ihn wieder, gieße ich ihm nur ein wenig warmes Wasser auf die Nase, gleich fängt er wieder an zu atmen. – Ja, ja, sparen möchte jeder, man muss es aber auch verstehen! Von mir kannst du viel lernen, Anna Barbara!«

ERZÄHLER:

In ihrer Dankesrede zum Fallada-Preis erwähnt Jenny Erpenbeck dieses Märchen und betont dabei, dass „Fallada“, das Pseudonym, das Rudolf Ditzen sich erwählte, der Name eines Pferdes ist. Begraben unter einer dicken Schneeschicht, so interpretiert die Autorin, wird sich ein Mensch in der Zeit Faschismus gefühlt haben, wenn er ohnmächtig das verhasste Regime erdulden musste. Tatsächlich schreibt Hans Fallada die „Geschichten aus der Murkelei“ während des Nationalsozialismus, erschienen sind sie 1938. Der Murkel, der ihn schon früher zu Märchen für Kinder inspiriert hat, ist sein erster Sohn Ulrich, geboren am 14. März 1930 in Berlin. Ernst Rowohlt hat sich nach der Begegnung auf Sylt tatsächlich gemeldet und Fallada einen Halbtagsjob in seinem Verlag angeboten. Er muss die Buchbesprechungen sichten und ordnen, keine anspruchsvolle Aufgabe, aber sie soll ihm den Freiraum lassen zu schreiben. Die Strategie geht auf. 1931 erscheint der Roman „Bauern, Bonzen und Bomben“. Mit ihm ist Hans Fallada im deutschen Literaturbetrieb angekommen.

SPRECHER 1:

Falladas Buch ist die beste Schilderung der deutschen Kleinstadt, die mir in den letzten Jahren bekannt geworden ist. Der Verfasser hat einen Bauernroman schreiben wollen – wohl anknüpfend an die Vorgänge in Neumünster in Holstein, wo Bauernführer und Nationalsozialisten die vorhandene Unzufriedenheit der Bauern benutzten, um gegen das, was sie die Republik nennen, vorzugehen. ... Aber der Bauer: der ist nicht in diesem Buch. Das hat kein Bauer geschrieben. Dieser Autor hat die Bauernbewegung schildern wollen, und unter der Hand ist ganz etwas anderes herausgekommen: ein wundervoller Kleinstadtroman.

ERZÄHLER:

So lobt Kurt Tucholsky – wenn auch mit Einschränkungen - den Roman in der Zeitschrift „Die Weltbühne“. Was der Kritiker nicht weiß: Rudolf Ditzen kennt die Bauern sehr wohl aus seiner früheren Tätigkeit in der Landwirtschaft, und seinen Schilderungen von Pfändungen verschuldeter Bauern merkt man an, dass er mit ihnen sympathisiert.

SPRECHER 2:

Vor den Fenstern der Wirtschaft entsteht Bewegung: die beiden Beamten vom Finanzamt kommen. Jeder führt einen rotbunten Stier am Halfter.

Sie sind auf dem Hof von Pöpflow gewesen. Irgendein Knecht war da und hat sie in den Stall gelassen zu den gepfändeten Tieren. Kein Bauer war zu sehen, keine Bäuerin, niemand, der Auftrag gehabt hätte, die Pfandsumme zu erlegen. So haben sie die Tiere aufgehalfert und sind mit ihnen zum Krug gekommen, die angesetzte und bekanntgemachte Versteigerung abzuhalten.

Sie binden die Tiere ans Reek vor der Tür und treten in die Wirtschaft. Im Gastzimmer ist Gerede gewesen, halblauter Meinungs Austausch, auch ein Fluch vielleicht, als man die Männer sah mit den beiden Tieren. Nun ist es still. Aber dreißig, vierzig Bauern sehen stur auf die Beamten, sehen ihnen ins Gesicht und verziehen nicht das eigene.

»Ist hier vielleicht Herr Pöpflow aus Gramzow?« fragt Kalübbe in die Stille.

Die Bauern sehen auf ihn und den Jungen, keiner spricht.

»Herr Pöpflow hier?« fragt Kalübbe mit erhobener Stimme.

Keine Antwort.

Kalübbe geht durch den Mittelgang der Gaststube zur Tonbank hin. Unter all den feindlichen Blicken geht er gehemmt und unbeholfen. Einen Stock, der über einer Lehne hängt, stößt er um. Er fällt polternd hin. Kalübbe bückt sich danach, hebt ihn auf, hängt ihn über die Lehne, sagt: »Pardon.«

Der Bauer sieht ihn an, stur, dann zum Fenster hinaus, verzieht nicht das Gesicht.

Kalübbe sagt zum Krüger: »Ich soll hier eine Versteigerung abhalten, wie Sie wissen. Wollen Sie mir einen Tisch hersetzen lassen?«

Der Krüger murrte: »Hier ist kein Tisch und kein Raum für einen Tisch.«

»Sie wissen, dass Sie Platz zu machen haben.«

»Wie soll ich es machen, Herr? Wen soll ich fortschicken? Vielleicht machen Sie sich Platz, Herr?«

Kalübbe sagt mit Nachdruck: »Sie wissen ...«

Und der wieselige Krüger eilfertig: »Ich weiß. Ich weiß. Aber geben Sie mir einen Rat. Kein Gesetz, verstehen Sie, einen brauchbaren Rat.«

Eine Stimme ruft befehlend durchs Lokal: »Setz einen Tisch vor die Tür.«

Plötzlich ist der kleine Krüger ganz Beweglichkeit, Höflichkeit: »Einen Tisch vor die Tür. Selbstverständlich. Die beste Idee. Man kann dann auch das Vieh sehen.«

Der Tisch wird nach draußen gebracht. Der Krüger trägt eigenhändig zwei Stühle herbei.

»Und nun zwei Glas Helles für uns, Krüger.«

Der Krüger bleibt stehen, sein Gesicht legt sich in Falten, Kummer ist darin. Er schielt zu den offenen Fenstern, hinter denen die Bauern sitzen. »Meine Herren, ich bitte Sie ...«

»Zwei Glas Helles! Was soll das ...?«

Der Krüger hebt ganz schnell die Hände zu einer Bitte: »Meine Herren, verlangen Sie nicht von mir ...«

Kalübbe sieht rasch zu Thiel hin, der das Gesicht über die Tischplatte gesenkt hält.

»Sehen Sie, Thiel!« Und zum Krüger: »Sie müssen uns Bier ausschenken. Wenn Sie's nicht tun und ich zeige Sie an, sind Sie die Konzession los.«

Und der Krüger vollendet im gleichen Ton: »Und wenn ich's tue, bin ich meine Gäste los. So kaputt und so kaputt, Herr.«

Kalübbe und der Krüger sehen sich an, eine lange Zeit scheint es.

»Also sagen Sie drinnen, dass die Auktion beginnt.«

Der Krüger macht eine halbe Verbeugung. »So lange es geht, soll der Mensch Mensch bleiben.«

Er geht. Der Beamte nimmt aus seiner Aktentasche Protokoll und Bedingungen, legt sie vor sich auf den Tisch.

ERZÄHLER:

Hans Fallada zeichnet aber auch den „Bonzen“, den Bürgermeister der SPD, als sympathischen Menschen, der allerdings laviere muss, um sich durchzusetzen. Die große Qualität dieses ersten neusachlichen Romans des Autors besteht darin, dass er das Machtgefüge einer Kreisstadt analysiert: Die Macht des Zeitungsbesitzers, die Korruption der Geschäftsleute, das Lavieren der etablierten Parteien.

Musik

ERZÄHLER:

Hans Fallada schreibt in jenen Jahren auch selbst Buchkritiken. In ihnen kann man erfahren, welche Literatur ihm zum Vorbild dient. Es sind neben Raabe, Fontane, Hamsun vor allem amerikanische Autoren, die in deutschen Übersetzungen im Rowohlt Verlag erschienen, zu denen er also unmittelbaren Zugang hat. Eines seiner Vorbilder ist Ernest Hemingway. Über ihn schreibt er 1930 in der Zeitschrift „Literatur“:

SPRECHER 1:

Beschäftigt man sich mit seinem Stil, so macht man die Entdeckung, dass Hemingway das schmückende Beiwort nicht kennt. Er braucht natürlich Adjektive, aber wenn er weiße Elefanten sagt, so meint er Elefanten mit weißer Haut, und sagt er dunkle Straße, so meint er wirklich eine Straße, die dunkel ist, fertig. ...

Zeichnen ist Weglassen, auch Erzählen ist Weglassen, Es ist ganz ungeheuerlich, wie er das macht. Er erzählt Details über Details. Wie man in eine Stadt kommt, sich ein Hotelzimmer nimmt, mit dem Portier ein paar Worte spricht, raufgeht, sich wäscht, ein frisches Hemd anzieht, Anzüge in den Schrank hängt, wieder in die Stadt geht, eine Zeitung kauft – Details über Details, Weglassen aller Gefühle, es gibt keinen Autor -:

und aus all dem steigt Traurigkeit auf, die Verlorenheit im Leben, unsere Ziellosigkeit, Ausgeliefertsein an das Schicksal. ...

ERZÄHLER:

In dieser Zeit wächst Hans Fallada zu dem grandiosen realistischen Erzähler: heran, der über hunderte von Seiten die Spannung halten kann und dessen Sprache schlicht und direkt daherkommt. Jenny Erpenbeck, ihrerseits eine hoch reflektierte Schriftstellerin, sieht aber, dass hinter dieser scheinbar so einfachen Sprache mehr steckt:

O-Ton Erpenbeck.Sprache 1‘

(6.45) Ja die Sprache mag schon einfach zu verstehen sein und erzählt erst mal so im Prinzip realistisch dahin. Da ist nicht viel von Kunstsprache in dem Sinn oder von artifiziellen Experimenten zu sehen. Aber ich finde doch, dass in den Geschichten aus der Murkelei eine merkwürdige Phantasie am Werk ist, und bei ihm sind die Dinge, die rätselhaft sind, hinter diesem realistischen Erzählen. So was gibt’s ja auch. Die Sprache selber ist da vielleicht eher ein Instrument, um Dinge zu erzählen, anhand derer man dann nachdenkt. Das ist vielleicht eine andere Art, denn die Reflexion liegt eher beim Leser. Das ist eine Erfahrung, die ich auch immer mache, die Hauptentscheidung ist die, welchen Ausschnitt man erzählt. Das ist eine tiefere Entscheidung, was zeigt man? Und auf welcher Seite steht man durch das, was man zeigt?

ERZÄHLER:

Hans Fallada wird bis heute von der Literaturkritik unterschiedlich bewertet, zuweilen auch als Unterhaltungsschriftsteller abgetan. Peter Walther, der nicht nur die Biographie verfasst, sondern auch einen schönen Band mit Texten aus dem Nachlass herausgegeben hat, erinnert sich, wie unterschiedlich er selbst ihn im Lauf der Zeit schon bewertet hat:

O-Ton Walther. Hochmut 1‘02“

(0.00) Fallada habe ich relativ früh schon gelesen, so mit 12 Jahren, kann ich mich erinnern, als Kind, und zwar war durchaus keine kindgerechte Lektüre, nämlich „Bauern, Bonzen und Bomben“, es hat mich aber fasziniert, es hat mich reingezogen trotz Vielfalt der Figuren und der Komplexität der Handlung, die ja an sich auch nicht so spannend ist für ein Kind, und ich habe dann auch noch ein, zwei Romane weiter gelesen, dann aber jahrelang nichts mehr. Ich habe Germanistik studiert in Falladas Geburtsstadt, in Greifswald, und in der Zeit habe ich eigentlich mit so einer Art studentischem Hochmut auf Fallada geguckt. Für mich war das keine Literatur. Thomas Mann war Literatur. Es gibt ja einen Rezensenten, der hat den Vergleich gezogen zwischen Fallada und Thomas Mann und meinte: Wenn man einen Roman

von Thomas Mann aufschlägt, dann kommt man in eine große Halle, und wenn man ein Buch von Fallada aufschlägt, dann hat man das Gefühl, in eine ungelüftete Stube zu treten.

ERZÄHLER:

Sogar dieses diffamierend gemeinte Zitat beweist, dass die Literatur von Hans Fallada in ihrem Realismus beeindruckt. Weil sie sich eben in die ungelüfteten Stuben der unteren Schichten hineinwagt, weil sie von Strafgefangenen handelt, von Landarbeiterinnen, von Arbeitslosen und Prostituierten. Der Rowohlt-Autor Fallada ist in den frühen 30er Jahren am Puls der Zeit.

O-Ton Walther. Rowohlt 1‘

(1h14‘12“) Er hatte ja ab 1930 das große Glück, auf einmal im Auge des Orkans zu sein, also da, wo er immer hinwollte. Also zum einen nach Berlin, wo die meisten Schriftsteller leben, wo das literarische Leben neben München sicher am lebendigsten ist, und dann noch in diesem Verlag zu sitzen, der die wichtigsten Autoren der Moderne für Deutschland verlegt. Das war ein einmaliger Glücksfall für ihn, und wenn er, wie er sagte, am Anfang im Grunde nur der Türöffner war für berühmtere Leute und Rezensionsexemplare zu verschicken hatte und so, ist er dann schon bald selbst Autor des Verlags geworden mit „Bauern, Bonzen und Bomben“, das war ja mehr so ein Kritiker- und Achtungserfolg, weniger ein Verkaufserfolg, aber dann mit dem nächsten Buch im Grunde schon der Retter, der ökonomische Retter von Rowohlt geworden mit „Kleiner Mann, was nun?“ Der Verlag ist ja mehrfach am Scheitern gewesen, und dieses Buch hat in der speziellen Situation dazu beigetragen, dass Rowohlt weitermachen konnte.

Musik

ERZÄHLER:

„Kleiner Mann, was nun“ (von dem wir zu Beginn der Ersten Stunde erzählt haben,) erscheint im Juni 1932, als die Arbeitslosenzahlen in Deutschland explodieren und wird schnell ein internationaler Bestseller. Von dem riesigen Erfolg des Buches wird Hans Fallada geradezu überrollt und aus seiner ruhigen Existenz als Autor und Familienvater gerissen.

SPRECHER 1:

Ich kann nur sagen, dass ein Welterfolg nichts Angenehmes ist - wenigstens nicht für mich. Alle möglichen Leute schreiben mir plötzlich und wollen Geld von mir... und ich sollte da reden, und dahin zu Besuch kommen, und dort was eröffnen, und für diese Zeitung einen Artikel schreiben, und jenem Verlage meinen nächsten Roman geben, und dabei wollte ich doch nichts weiter, als in Ruhe weiter Bücher schreiben.

Aber das Schlimmste war das Geld. Ja, mit wenig Geld gut auskommen, das ist gar keine Kunst, aber mit viel Geld sich einrichten, dass man all seinen Verpflichtungen gerecht wird, das können die wenigsten! Ich jedenfalls konnte es nicht! Ich war auf dem allerbesten Wege, meine Familie, meine Arbeitslust und meine Gesundheit zu ruinieren, mein Vermögen dazu, als Freunde und meine Frau mich schließlich bestimmten, vor diesem wahren Goldrausch aufs Land zu fliehen.

ERZÄHLER:

Mitte November 1932 bezieht die Familie Ditzen das obere Stockwerk einer Villa direkt an der Spree in Berkenbrück bei Fürstenwalde. Fallada fährt oft nach Berlin, wo die Dreharbeiten zur Verfilmung von „Kleiner Mann, was nun?“ stattfinden. Dass Ende Januar 1933 die NSDAP an die Macht kommt, ist für ihn zunächst kein Thema; so sehr sich der Autor über Ungerechtigkeit empört, so wenig interessiert ihn die Politik. Am Abend des Reichstagsbrands sitzt er mit Rowohlt und anderen in Schlichters Weinstube. Auf die panischen Rufe eines Kellners „Der Reichstag brennt“ reagieren die Literaten, als wär’s ein Spaß:

SPRECHER 1:

Wir sprangen von unseren Sitzen auf, wir sahen uns mit verständnisvollen Augen an, wir schrien nach einem Kellner. ‚Ganymed! Besorgen Sie uns auf der Stelle eine Autodroschke! Wir wollen zum Reichstag! Wir wollen Göring kokeln helfen!‘ Unsere guten Frauen erbleichten vor Schreck.

ERZÄHLER:

Dass es mit den neuen Machthabern aber nichts zu lachen gibt, stellt sich bald heraus.

O-Ton Walther NS-Schock 53“

(18.47) Diese frühe Zeit des Nationalsozialismus war für Fallada mit einem Schockerlebnis verbunden. Er wurde denunziert von seinem Hauswirt und kam in Haft. Das war die Zeit der wilden Verhaftungen, SA wurde zur Hilfspolizei gemacht, man hat sich an Gegnern gerächt. In diesem ganzen Zuge ist Fallada dann für nicht mal 2 Wochen ins Gefängnis gekommen, aber er hat auf einmal gemerkt, dass der Rechtsstaat aufgehört hat zu existieren, und alles das, worauf er sich vorher verlassen konnte, nichts mehr wert war. Er wurde jetzt nicht geprügelt, gefoltert oder sonst was, aber die Androhung, jederzeit und aus nichtigem Anlass ins Gefängnis zu kommen, hat ihn nervlich zerrüttet.

ERZÄHLER:

In dieser Zeit ist seine Frau mit Zwillingen schwanger, und die ganze Aufregung führt wohl dazu, dass die Geburt äußerst schwierig verläuft, und eines der beiden Mädchen kurz nach der Niederkunft stirbt. Mit Hilfe von Ernst Rowohlt und anderen Freunden

aus dem Verlag kann Fallada die Wohnung in Berkenbrück abstoßen und ein Anwesen weiter weg von Berlin finden. Am 21. Juli 1933 wird Hans Fallada 40 Jahre alt. An diesem Tag schließt er den Kaufvertrag über das neue Haus ab und schreibt voll neuer Hoffnungen an seine Eltern:

SPRECHER 1:

Liebe Eltern,

In allem Drang und Sturm dieser Tage habe ich bei Bad Feldberg in Mecklenburg, die Büdnerei Nr. 17 in Carwitz, gekauft. Das Haus ist ein richtiges Gutshaus, urgemütlich, mit elektrischem Licht, Öfen, mit sieben Zimmern, die durch Ausbau des Dachbodens leicht auf 9 erhöht werden können. Es liegt direkt, ohne jeden Uferweg, mit reichlich 500 Meter Seefront am Carwitzer See, der mit 6 anderen Seen in direkter Verbindung steht. Überall ist Buchen - und Kiefernwald. Zum Hause gehören 6 Morgen Land, Scheune, Stallungen, Kuh, Pferdchen und Schweine. Wagen und Dreschmaschine, alles habe ich mitgekauft. ... Ich könnte Euch lange von diesem Besitztum vorschwärmen, von seinen 100 Obstbäumen, seiner verwunschenen, einsamen Lage am Ende des Dorfes, getrennt von jedem andern Besitztum, von unserm Boot, unserm Hofhund, von der elektrischen Kreissäge, von der Roggenernte, die uns zuwächst, von den Kartoffeln - aber das alles ist viel zuviel für diesen Brief. - Wir wollen Mitte August nach Feldberg übersiedeln, und dann werden wir endlich in ein eigenes Haus einziehen, in dem wir die Tür zumachen können und die Welt draußen sein lassen können.

Musik

ERZÄHLER:

Aber auch in der ländlichen Idylle ist es Hans Fallada nicht gelungen, die Welt draußen zu lassen. In Carwitz beendet der Autor zuerst seinen Gefangenenroman „Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“. Es ist das Buch, das ihn von all seinen Projekten am längsten beschäftigt. Begonnen hat er es schon nach seiner Greifswalder Haft 1924. Inzwischen haben sich die politischen Vorzeichen geändert - und das ist an dem Buch nicht spurlos vorüber gegangen. Als es im Frühjahr 1934 erscheint, findet sich darin folgende „Vorrede“:

SPRECHER 1:

Mit diesem Roman rennt der Verfasser offene Türen ein: der sogenannte humane Strafvollzug, dessen lächerliche, wie groteske, wie beklagenswerte Folgen auf seinen Seiten dargestellt werden, ist nicht mehr. Während der Autor noch schrieb, verwandelte sich auch dies Stück der deutschen Wirklichkeit.

ERZÄHLER:

Dazu muss man sagen, dass Fallada früher den humanen Strafvollzug nicht kritisierte, weil er ihn ablehnte, sondern weil er fand, dass er in der Weimarer Republik nicht wirklich umgesetzt wurde. Wie ängstlich er darauf bedacht ist, den neuen Machthabern alles recht zu machen, wird in einem Brief an seine Schwester vom 13. Februar 1934 deutlich:

SPRECHER 1:

... An sich sind wir mit dem „Blechnapf“ sehr zufrieden. Er hat bei allen, die ihn lasen, sehr starke Wirkungen gehabt, wir haben sofort ohne Mühe zu günstigen Bedingungen elf Auslandsabschlüsse erzielt, und in Deutschland sind jetzt schon 10 000 Exemplare vorausbestellt. Das sieht alles also so günstig wie möglich aus. Trotzdem sind wir uns klar darüber, dass das Buch nicht ungefährlich ist. In Einzelheiten wie in der Verurteilung des humanen Strafvollzugs ist es ja einig mit den heute geltenden Ideen, in andern Dingen, in der ganzen Art, wie es das Verbrechen und den Verbrecher sieht, weicht es ab. Wir haben auf Vorschlag einiger Redakteure noch einige Stellen gemildert, ich habe auch eine kleine Vorrede geschrieben, in der ein Knix gemacht wird, trotzdem ist es immerhin nicht ausgeschlossen, dass das Buch verboten werden wird.

ERZÄHLER:

Die Kollegen, vor allem jene, die sich schon im Exil befinden, sind über die Vorrede entsetzt. Thomas Mann notierte am 14. März 1934 im Tagebuch: „Um in Deutschland möglich zu sein, muss ein Buch seine menschenfreundliche Gesinnung in einer Einleitung verleugnen und in den Boden treten.“ Was aber fast noch schlimmer ist: Die Figur des Willi Kufalt hat sich verändert. Im letzten Teil des Romans, den Fallada 1933 geschrieben hat, ist er nicht mehr der charmante Hochstapler, den eine Unterschlagung ins Gefängnis gebracht hat, er wird unvermittelt zu einem bössartigen Gewaltverbrecher.

SPRECHER 2:

Es war spät in der Nacht. Vor ihm ging irgendeine Frau oder ein Mädchen und die Straße war einsam. Plötzlich war er neben dem Mädchen gewesen und hatte flüsternd zu ihr gesagt: »Na, Fräulein, wie ist es denn mit uns?«

Sie hatte ihn wütend von der Seite angesehen und irgend etwas Albernies gesagt wie: »Lassen Sie mich zufrieden oder ich schreie.«

So etwas.

»Na, schrei doch«, hatte er gesagt und sie plötzlich mit der Faust ins Gesicht geschlagen. Und mit einem Ruck hatte er die Handtasche an sich gerissen und war um die Ecke.

Wie sie schrie.

Ach was, sie schrie eben! Aber das hatte ihn wenig zu kümmern. Er hatte im Bunker schon ganz anders schreien gehört. Da hatte er auch nicht helfen können.

Jeder helfe sich selbst. Darum war er auch längst gemütlich um die nächste Ecke. Es war ihm warm und wohl, als er in einen Autobus stieg und nach Haus fuhr. Er hatte endlich wieder etwas getan, und in dieser Nacht schlief er ausgezeichnet.

Zweifellos, eine ärmliche Tasche, diese erste Tasche. Aber war es ihm denn um die Tasche zu tun gewesen? Sieben Mark zwanzig, zwei Schlüssel, ein zerknülltes Taschentuch, ein gesprungener Spiegel. Er aber hatte noch fünfhundert Mark im Haus. Was gingen ihn Taschen an!

Ihn ging an: der angstvolle Blick, die fliehende Gestalt, das schmerzliche Schreien; ihn ging an, dass er nicht mehr der Letzte, der Getretenste von allen war, sondern dass auch er noch treten und Schmerzen bereiten konnte.

ERZÄHLER:

Trotz allem – oder gerade deswegen: die Nazis mögen den Roman nicht! In der Berliner Börsenzeitung heißt es am 10. Juni 1934: „Kufalt ist einer von jener Sorte degenerierter Menschen, für die wir heute die Sicherheitsverwahrung haben.“ Die Buchhändler nehmen den Roman, der zuerst gut verkauft wurde, wieder aus den Schaufenstern, der Absatz bricht ein. Für weitere Irritationen bei seinen Freunden und Kollegen sorgt eine andere Botschaft des Autors. Auf Wunsch von Hans Fallada liegt jedem Exemplar von „Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“ ein Flugblatt bei, in dem der Autor für sein nächstes Buch wirbt:

SPRECHER 1:

All meine andern Bücher ... werden mir blass und undeutlich vor diesem neuen Buch. Wie ich nach rund 20 Jahren städtischen Umhergetriebenseins wieder heimgefunden habe auf das Land, so habe ich, glaube ich, heimgefunden zu meinen liebsten geistigen Vätern: Jean Paul und Wilhelm Raabe. Mir ist, als hätte ich meinen ersten Roman geschrieben, das Buch, das ich wirklich bin.

ERZÄHLER:

Dieses Buch heißt „Wir hatten mal ein Kind“, und sein Held Johannes Gäntschow ist ein Bauernsohn, verwurzelt auf der Insel Rügen, zuhause in einem Hof mit Vorfahren bis in mythische Zeiten.

SPRECHER 2:

Die Gäntschow-Bauern sind immer aufgestanden mit dem Blick auf die See, jeder Oststurm hat die rotschnäblige Lachmöwe, die silberköpfige Heringsmöwe in kreischenden Scharen hinter seinen Pflug in die Furche auf die Engerlingsjagd geweht. Die Kähne der Fischer mit ihren düsterbraunen oder lohfarbenen Segeln haben immer irgendwo am Horizont gestanden – das hat gemacht, dass sie von der eigenen Arbeit

aufsehen und in die Weite schauen konnten. Ein Bauer, der seinen eigenen Kahn im Wasser hat und der angeln geht, ein Bauer, der abends im Krug mit den Fischern zusammenkommt und nicht nur von Schweinefüttern und Kartoffeligeln, sondern auch von Dorschfang und Heringswaten reden kann, ein Bauer, der nicht nur Bauerstöchter, sondern auch Fischerstöchter, Kapitänstöchter (auf kleiner Fahrt) erheiratet – solch ein Bauer kann ein Herr werden in seinem eingeborenen Königtum, ein wahrer Großbauer mit einer Meute Hunde – und nimmt sich doch nicht zu wichtig.

ERZÄHLER:

Das klingt doch stark nach Blut und Boden! Der neue Mensch, in den Fallada sich verwandeln will, ein tüchtiger Gutsherr, ein guter Familienvater, ein Landmensch – der passt zum neuen Menschen, den der Nationalsozialismus propagiert. Aber es zeigt sich, dass es Fallada mit seinem Ranschmiss an die neue Zeit entweder nicht ernst ist oder dass er damit scheitert. Und zwar schreibend. Sein Held verändert sich. Ist Gäntschow zu Beginn noch schweigsam, aber herzlich, ganz „raue Schale, goldener Kern“, wird er zunehmend brutal, selbstsüchtig, diktatorisch. Seine Ehefrau behandelt er schlechter als das Vieh - ganz nach „Bauernart“, wie der Autor offen kritisiert. Die dunklen Seiten des Reichsnährstandes werden ans Licht gezerzt, geradezu dämonisiert. Die Handlung kulminiert im Tode seines Kindes, dessen Mutter während der Schwangerschaft von Gäntschow schmähslich im Stich gelassen wird. Damit verarbeitet Fallada auch seine eigene Erfahrung, denn als Suse mit den Zwillingen schwanger war, konnte er ihr wenig Halt bieten. Zum Ende akzeptiert Gäntschow den Tod seines Kindes als gerechte Strafe für sein Verhalten:

SPRECHER 2:

„Verdammt noch mal, es war gerecht. Wenn Dummheit und Rohheit straflos blieben, was würde aus dieser Welt, welche Welt?“

ERZÄHLER:

Auf diese Sätze ist Fallada stolz, weil sie im politischen Kontext natürlich auch allgemeiner zu verstehen sind. Der Roman wird im November 1934 ausgeliefert, es gibt positive Besprechungen, aber im Völkischen Beobachter wird Falladas Buch abgelehnt: es sei weder nützlich noch deutsch! Die Kritiken aus dem Ausland schaden ihm zusätzlich, etwa wenn eine kanadische Zeitung ihn als Ironiker preist, „der die Legende der Männer von Blut und Eisen über den Haufen wirft.“

Musikakzent

ERZÄHLER:

Der Zwiespalt wird Falladas Existenz bis 1945 prägen. Er versucht, sich treu zu bleiben, passt sich doch immer wieder an, und erlebt dabei die Unberechenbarkeit der

nationalsozialistischen Kulturpolitik. 1935 wird er vorübergehend zum „unerwünschten Autor“ erklärt, zwei Jahre später erhält er den Auftrag für ein Filmdrehbuch. Er versucht, nicht aufzufallen und doch „anständig“ zu bleiben. Zur Emigration kann er sich nicht entscheiden. Peter Walther:

O-Ton Walther. Exil 47“

Die Überlegung, ob Exil oder nicht, die hat bis 1938, 1939 angedauert. Es gab ganz zum Schluss konkrete Planung dafür, nach England auszureisen, es gab Vorbereitungen auch schon dort, das heißt, eine englische Ausgabe vom Eisernen Gustav war dort erschienen, es war ein bisschen Geld dort, der Verleger hatte sich gekümmert schon um mögliche Wohnungen usw. Fallada hat sich ganz am Ende entschlossen, doch nicht auszureisen, und der Preis dafür war hoch. Der Preis war, dass er etliche Kompromisse machen musste, und der schlimmste Preis für ihn war, dass er nur noch mit Unterhaltungsliteratur als Schriftsteller überleben konnte in Deutschland. (23.01)

ERZÄHLER:

Übersetzungen, Kinderbücher, harmlose Unterhaltungsromane, das sind nun die Möglichkeiten, mit denen Hans Fallada sein Geld verdient. Aber dann beginnt er einen neuen Roman, „ohne jeden Gedanken an Veröffentlichung“, wie er betont, daher erlaube er sich „so manche Extratour“. Dieser Roman wird zum umfangreichsten, den Fallada je geschrieben hat, und zum einzigen Buch, das ihn selbst während des Dritten Reichs zufrieden stellt: „Wolf unter Wölfen“. 1937 erschienen, gehört es zu den Meisterwerken Falladas. Im ersten Teil zeichnet der Roman ein Bild von Berlin wie von George Grosz gezeichnet: Haltlose Menschen, verzweifelte Menschen, gierige Menschen. Hauptfigur Wolfgang Pagel ist ein Spieler, ein gedankenloser, verwöhnter Muttersohn. Im zweiten Teil, der auf einem großen Landgut spielt, läutert er sich zu einem ehrlichen, arbeitsamen jungen Mann.

Da die Handlung von „Wolf unter Wölfen“ im Inflationsjahr 1923 spielt, kann die nicht zu überlesende Sozialkritik als Kritik an der „Systemzeit“, also der Weimarer Republik, gedeutet werden. So wird das Buch zuerst positiv besprochen und gerne gekauft. Dann fällt aber doch auf, dass die Sympathie des Autors den gemüseklaubenden Landarbeitern gehört und nicht den unfähigen, brutal ausbeutenden Gutsbesitzern - und der Roman wird als „nicht zu fördern“ gekennzeichnet.

SPRECHER 1:

„Als Pagel und Studmann so schweigend, langsam nebeneinanderher gingen, jeder in einer Fahrrinne des Weges, begegnete ihnen ein Trupp Leute, sechs oder sieben, Männer und Frauen. Ruhig gingen die Leute im Gänsemarsch, Kiepen auf dem Rücken, über den Grasstreifen zwischen den Radgleisen an ihnen vorüber.“

SPRECHER 2:

„Guten Abend!“ sagte Pagel laut.

SPRECHER 1:

Irgendein verwischter Laut klang als Antwort, dann war der stumme Gespensterzug schon vorüber.

ERZÄHLER:

Die beiden Neuen befürchten, dass diese Leute auf den Feldern des Gutes Neulohe stehlen wollen. Sie holen daher den Leutevogt Kowalewski.

SPRECHER 1:

„... Wohin führt dieser Weg?“

SPRECHER 2:

„Auf unsere Außenschläge, Herr, und dann in die Forst vom alten gnädigen Herrn.“ ...

SPRECHER 1:

„Schön – wenn Sie hier vor einer Viertelstunde sechs, sieben Mann getroffen hätten, stumm, mit Kiepen, die leer aussehen, auf dem Rücken – was hätten Sie dann gedacht, Kowalewski?“

SPRECHER 2:

Kowalewski zeigte: „Dahin gehend?“

SPRECHER 1:

„Jawohl, dahin gehend, diesen Außenschlagweg.“

SPRECHER 2:

Kowalewski zeigte: „Daher kommend?“

SPRECHER 1:

„Ja Kowalewski, von da werden sie wohl ungefähr gekommen sein, nicht hier aus dem Dorf.“

SPRECHER 2:

„Dann sind es Altloher gewesen, Herr.“

SPRECHER 1:

„Und was wollen die Altloher auf unserem Feld, jetzt wo es Nacht wird?“

SPRECHER 2:

„Tja, Herr, an den Kartoffeln sitzt ja noch nichts dran. Aber da sind die Zuckerrüben, vielleicht wollen sie die ein bisschen blatten. Und dann steht weiter hinten der Weizen, den wir Freitag, Sonnabend gemäht haben – vielleicht wollen sie dem ein bisschen die Ähren abschneiden.“

SPRECHER 1:

„Also klauen, Kowalewski, nicht wahr?“

SPRECHER 2:

„Die Zuckerrübenblätter brauchen sie als Zickenfutter, sie haben ja fast alle `ne Zicke. Und den Weizen kann man sich, wenn er schön trocken ist, in der Kaffeemühle mahlen, das haben sie alles im Krieg gelernt.“

SPRECHER 1:

„Na schön. Also, wir gehen ihnen nach. Kommen Sie mit Kowalewski – aber Sie tun es wohl nicht gerne?“

SPRECHER 2:

„Darauf darf es nicht ankommen, Herr...“

SPRECHER 1:

„Sie sollen gar nichts weiter damit zu tun haben, Kowalewski. Sie sollen mir nur einen Rippenstoß geben, wenn mir einer von den Leuten einen falschen Namen sagt.“

SPRECHER 2:

„Ja Herr.“

SPRECHER 1:

„Aber die werden wohl wütend auf sie, Kowalewski - ?“

SPRECHER 2:

„Wenn es auch Altloher sind, die wissen, dass ich tun muss, was die Herren mir befehlen. Soviel verstehen sie schon.“

SPRECHER 1:

„Aber dass die stehlen, das geben Sie nicht gerne zu Kowalewski?“

SPRECHER 2:

„Wenn es auch bloß ne Zicke ist, es ist schlimm, wenn man kein Futter für sie hat. Und noch schlimmer ist es, wenn man kein Mehl für die Kinder hat zur Suppe.“

SPRECHER 1:

„Aber Kowalewski - !“

SPRECHER 2:

Studmann blieb mit einem Ruck stehen. Dann ging er schnell weiter in den immer dunkler werdenden Abend hinaus.

SPRECHER 1:

„Aber wo soll da eine Ordnung herkommen, wenn die Leute sich einfach holen, was sie brauchen?! Dabei muss das Gut doch kaputt gehen - !“

SPRECHER 2:

Kowalewski schwieg hartnäckig, aber Studmann gab nicht nach:

SPRECHER 1:

„Nun Kowalewski - ?“

SPRECHER 2:

„Es ist auch keine Ordnung, Herr, verzeihen Sie, wenn man arbeitet und kann seinen Kindern doch nichts zu essen geben.“

MUSIK

ERZÄHLER:

In seinem nächsten Roman „Der eiserne Gustav“ schreibt Hans Fallada eine Familiengeschichte über den Zeitraum vom Ersten Weltkrieg über die Nachkriegswirren bis in die Weimarer Republik. „Der eiserne Gustav“ soll die Vorlage für einen Film mit dem Schauspielerstar Emil Jannings werden. Vorbild für die Titelfigur ist der populäre Berliner Droschkenkutscher Gustav Hartmann der 1928 mit seiner Kutsche bis nach Paris fuhr. Fallada verlagert das Interesse jedoch auf die fünf Kinder des Fuhrunternehmers Gustav Hackendahl, wie er im Roman heißt, die alle unter dem autoritären Charakter des Vaters leiden. Der fühlt sich den wilhelminischen Tugenden verpflichtet und führt in der Familie eine Art Willkürherrschaft. Wie Fallada diese psychologischen Vorgänge zeichnet vor dem Hintergrund von Krieg und Revolution, wie er das Leben der hungernden kleinen Leute gegen das dekadente Luxusleben der Kriegsgewinnler und Schieber setzt, ist wieder einmal großartig.

SPRECHER 2:

Der Vater steht einen Augenblick unentschlossen auf dem dämmrigen Flur. Von unten, aus dem Stall, hört er den Schimmel mahnend klopfen und rasseln. Aber er widersteht der Versuchung, dem Liebling ein heimliches Extrafutter zu schütten. Stattdessen klinkt er leise die Tür zum Schlafzimmer der jungen Mädchen auf. Die beiden schlafen ruhig weiter, sie sind es gewohnt, dass der Vater morgens, abends, nachts seinen Rundgang macht, genau wie in der Kaserne, wo er auch die Schlafsäle revidierte, ob alles in Ordnung war. Als Hackendahl die Uniform auszog, aus einem Militär ein Zivilist wurde, den Droschkenbetrieb des dahingegangenen Schwiegervaters übernahm, gab er doch nichts von seinen militärischen Gewohnheiten auf. Ob es nun die Kutscher, die Pferde oder die Kinder waren – sie hatten zu parieren, als seien sie Soldaten unter Militärrecht. Was die Kinder anging, so durften sie kein Privatleben haben, nichts von Geheimnissen, wie sie Kinder so lieben. In Schränken und Kommoden hatte jedes Ding auf seinem Platz zu liegen, der Vater war erbarmungslos in dem, was er Ordnung und Sauberkeit nannte. Der Vater – das war das Wort, das drohend über der ganzen Familie Hackendahl hing. Der Vater – das hieß Befehl, Urteil, strengstes Gericht.

»Der eiserne Gustav«, so nannten sie ihn nur, in der Frankfurter Allee – unnachgiebig, stur, dickköpfig, aber auch aufrecht und untadelig. Spät in eine bürgerliche Welt verschlagen, die ihm zu weich vorkam, versuchte er, seinen Kindern die Grundsätze einzuimpfen, durch die er, wie er meinte, zum Erfolg gekommen war: Fleiß, Pflichtgefühl, unbedingte Rechtlichkeit, Unterordnung unter den Willen eines Höheren – heiße er nun Gott, Kaiser oder Gesetz.

ERZÄHLER:

Aber mit diesem Roman ist auch Falladas größter „Sündenfall“ während des Dritten Reichs verbunden.

O-Ton Walther. Gustav 1‘12“

(27.44) Beim Eisernen Gustav war es so, dass er die Vorgabe hatte, in der damaligen Gegenwart zu enden, das heißt quasi so eine Art Erfolgsgeschichte aus dem Leben des Eisernen Gustavs zu machen, die mündet in der nationalsozialistischen Revolution, - und er sich ganz bewusst diesem Auftrag verweigert hat. Das heißt, er hat eine erste Fassung geschrieben, und die endet glaub’ich 1929. Goebbels liest das, findet das Ganze toll, ist aber unzufrieden und möchte diese Lücke geschlossen haben. Es gibt einen Riesendruck auf ihn, und er lässt sich erweichen, quasi einen anderen Schluss zu schreiben, wo der Eiserne Gustav und sein Sohn dann ein positives Verhältnis zur nationalsozialistischen Gegenwart bekommen. Das hat er im Nachhinein sehr bereut. Man muss den Druck mitbedenken, unter dem das geschah, man muss auch wissen, dass es ganz einfach war, ihn als Schriftsteller zum Schweigen zu bringen, es reichte,

ihn aus der Reichsschrifttumskammer auszuschließen und schon hätte nicht mehr publizieren dürfen. Er war eben schwach, und nicht nur an dieser Stelle.

ERZÄHLER:

Auch in der Ehe von Hans Fallada kommt es in jenen Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg zunehmend zu Krisen, ausgelöst durch seine Abstürze in den Alkohol und durch Seitensprünge. In guten Zeiten jedoch ist der Autor ein vorbildlicher Familienvater, der seine Kinder liebt und sich viel mit ihnen beschäftigt. Das bestätigte auch seine Frau Anna Ditzen 20 Jahre nach seinem Tod gegenüber einem Journalisten des DDR-Rundfunks:

O-Ton Anna Ditzen. Kinder mp3

(32'02) Er liebte seine Kinder über alles und hat sich sehr viel mit ihnen beschäftigt. Er ist täglich mit ihnen spazieren gegangen, die nahmen dann oft noch einen Schwarm von anderen Kindern mit. Da ging er dann manchmal mit vier, fünf, sechs Kindern los.

ERZÄHLER:

1940 kommt als drittes Kind Achim zur Welt. In „Heute bei uns Zuhause“, das 1943 erscheint, schreibt Hans Fallada einfühlsame Texte über seine Kinder.

Ich habe es schon erzählt: als der Uli geboren wurde, ging es knapp bei uns zu, wir hatten ziemlich viel Sorgen. Aber es war eine Wonne, es war ein vollkommen neues Land, das Suse und ich entdeckten, und alle Sorgen wogen federleicht gegen diese Entdeckerfreude! Und als Lore geboren wurde, die noch heute aus längst vergessenen Gründen nur die Mücke heißt, war wieder eine schlimme Zeit. Es waren andere Sorgen, aber doch Sorgen, und vielleicht half grade die Mücke, diese Sorgen zu zerstreuen! Wieder ein Kind, ein völlig anderes Kind, fast in nichts dem Uli ähnlich – neue Entdeckungen, neuer Reichtum. Dann kam nach einer langen Pause der Achim, äußerlich der Mücke ähnlich, aber innerlich völlig anders. Ein wahrer Vulkan an Leidenschaft, voll von Temperament, sprühend vor Lebenslust und mit einem so weichen kleinen Herzen! Auf seinen kleinen zweijährigen Beinen läuft er immer im Trab durch die Welt. Jetzt hat er sich einen Löffel geschnappt, schon ist er auf dem Hof, nimmt den Holzdeckel von der Regenwassergrube und feuert ihn hinein. Deckel drüber – Trab, weiter! Um die Ecke, auf die Scheunendiele, wo die Karnickel stehen, ein aufmerksames Horchen, ob auch niemand in der Nähe ist, und schnell die Steckhölzer aus den unteren Käfigen, so weit er reichen kann, und: es mischten sich die Zibben mit den Böcken, und alle Wurfzeiten kamen anders, und die Rassen mischten sich, und alles Anschreiben des pedantischen Herrn Papa stimmte nicht. Achim aber ist längst weiter. Es ist ja Krieg, seine Mutter hat kaum noch Hilfe, den halben Tag ist Achim sich selbst überlassen. Herrliche Zeiten für einen Zweijährigen, der das ganze All eines Hofes für sich allein ohne Bevormundung entdecken kann! Da ist der Puter, Achim ist viele Male vor ihm gewarnt worden, aber der Puter ist ein so

komisches Tier! Er wirft den Kopf immerzu vor und macht dabei »Blurr! Blurr! Blurr!«, und dann schreit er und wird immer röter, und seine Flügel schleifen auf dem Sand! Achim sieht das zu gerne, er findet ein Stück Holz und geht auf den Puter los! Richtig, sofort schlägt der sein Rad auf, macht »Blurr! Blurr! Blurr!«, und geht auf Achim los! Ganz so wollte der es nicht haben, er läßt das Stück Holz fallen und flieht, der Puter immer hinter ihm drein. Aber Achim weiß einen sicheren Winkel zwischen den Holzhaufen, und der Puter ist dadurch behindert, daß er in seiner Wut nur tänzerisch schreitet: Achim entrinnt.

ERZÄHLER:

In diesen Geschichten aus seinem Alltag ist auch von der kleinen Landwirtschaft die Rede, die Rudolf Ditzen gemeinsam mit seiner Frau und einigen Angestellten betreibt.

O-Ton Anna Ditzen. Landwirtschaft mp3

(35.37) Einmal war eine große Entspannung die kleine Landwirtschaft, die wir hatten. Es waren ja nur anderthalb Hektar insgesamt, und dabei war ein großer Garten und aber auch ein bisschen Acker mit Obstbäumen. Er hatte mal den Ehrgeiz, dass das eine Musterwirtschaft werden sollte. Das haben wir nicht ganz geschafft, weil eben der Krieg dazwischenkam. Aber er hat sich immer eine ganz ausgezeichnete Kuh gekauft, die dann wirklich sehr viel Milch immer gab, hat sie intensiv gefüttert, was die Bauern bei uns noch gar nicht taten, hat seinen Anbau darauf eingerichtet. Er war aus dem landwirtschaftlichen Fach, hat eigentlich praktisch nicht mitgearbeitet, das kann man nicht sagen, aber er hat es theoretisch so vorbereitet, dass es tadellos klappte. – Nun ja, es hat ihm Spaß gemacht, und er sagte immer, das wäre der Ausgleich für das viele Papier, das er sonst beschmutzte, wie er sagte.

ERZÄHLER:

Ebenfalls in „Heute bei uns Zuhause“ findet sich ein Dialog, der viel über den Alltag des Schriftstellers verrät – und auch, dass Fallada ein ordentlicher Haustyrann war. Er heißt: „Ruhe, jetzt wird gearbeitet“!

SPRECHER 2:

»Du, Suse, ich glaube, ich fange wieder mit Arbeiten an ...«

SPRECHERIN:

Oh Gott, Junge! (erschrocken) Schon wieder? Und du hast mir fest versprochen, diesmal mindestens ein Vierteljahr Pause zu machen! Du warst das letzte Mal völlig erledigt, als du fertig warst!

SPRECHER 2:

Ja, ich weiß. (schuldbewusst) Diesmal wollte ich auch bestimmt gründlich ausruhen. Aber die Sache ist die, dass mein Kopf plötzlich wieder zu arbeiten angefangen hat, ich wollte wirklich nicht. Und nun predigt er mir ewig den gleichen Text vor, und wenn ich ihn jetzt nicht niederschreibe, so wird er abgestanden und verbraucht, und ich habe ihn für ewig verloren.

SPRECHERIN:

So lass ihn verlorengehen! Dir fällt immer wieder etwas Neues ein. Du musst dich wirklich einmal gründlich ausruhen. Du machst eigentlich überhaupt keine Pause mehr zwischen deinen Arbeiten!

SPRECHER 2:

Suse, (vorwurfsvoll) sage doch bloß sowas nicht! Ich habe jetzt volle drei Wochen pausiert. In diesen drei Wochen habe ich alles aufgearbeitet, was liegengeblieben war. Ich habe sämtliche Rohbilanzen gemacht, die Kasse stimmt auf den Pfennig. Ich habe die Bücher neu geordnet, und das Bücherverzeichnis ist auf dem laufenden, auch das Schallplattenverzeichnis. Alle Photos sind eingeklebt, alle Schränke geordnet. Ich habe den Schalter in deinem Zimmer repariert und aus der Senkgrube den silbernen Löffel gefischt, den Achim reingeworfen hatte. Meine Bienen sind versorgt, ich habe sogar schon den Bestellplan für das nächste Jahr gemacht und den Kunstdüngerbedarf ausgerechnet. Meine Briefmappe ist völlig leer, ich weiß keinen Menschen mehr, an den ich schreiben könnte.

Suse - ich komme mir ohne Arbeit wie der überflüssigste Mensch von der Welt vor, ich muss wieder arbeiten!

SPRECHERIN:

Aber ruhe dich doch einmal richtig aus! Lege dich im Liegestuhl in die Sonne und lies ein Buch. Bade. Geh mit den Kindern spazieren. Nimm richtig einmal Urlaub, wie es jeder vernünftige Mensch tut.

SPRECHER 2:

(hartnäckig) Aber da ist dieser Stoff, den ich im Kopf habe. Es ist ein hübscher kleiner Stoff, ich möchte ihn nicht gerne verlieren.

SPRECHERIN:

Du wirst ihn schon nicht verlieren! Wenn du es hier nicht aushalten kannst, so geh ein bisschen auf Reisen. Deine Mutter schreibt schon so lange, warum du gar nicht mehr kommst. Zwei Jahre bist du jetzt nicht mehr bei ihr gewesen!

SPRECHER 2:

Ach, Reisen! Du weißt, ich vertrage das Reisen nicht, ich kann nicht unter so vielen Menschen sein. Und dann das ewige Reden... Nein, am wohlsten fühle ich mich hier in meiner Höhle. Ich möchte mit Arbeiten anfangen.

SPRECHERIN:

Ja. (bitter) Das möchtest du. Und ich weiß ja auch, alles Reden nützt nichts, wenn du dir das erst einmal in den Kopf gesetzt hast. Aber wenn du fertig bist, klappst du wieder zusammen, und ich kann dich als halbe Leiche in ein Sanatorium schaffen-!

ERZÄHLER:

Das Schreiben war für Hans Fallada keine lustvolle Angelegenheit. Wie schwer er sich tat, wie besessen er an seinen Büchern saß, schilderte seine Frau Anna Ditzen 1967 im Interview dem Reporter des Rundfunks der DDR:

O-Ton Anna Ditzen. Schreibkrampf (mp3)

(23.31) Er schrieb sehr intensiv mit sehr, sehr kleiner Schrift, mit einem schweren Schreibkrampf, er konnte nicht in die Maschine schreiben, er musste alles mit der Hand schreiben. Er konnte einen ganz dicken Federhalter noch so grade zwischen Daumen und Zeigefinger hineinklemmen, und er hatte dabei auch wirklich Beschwerden durch diesen Schreibkrampf, aber konnte eben nicht anders schreiben. Und dann hat er mit sehr wenig angefangen, also er hatte sich vorgenommen, nur ein, zwei, im allerhöchsten Fall drei Seiten zu schreiben, und allmählich wurde das gesteigert. Und zwar wenn er einen Tag eine Seite mehr geschrieben hatte, weil das eben der Stoff erforderte, dann musste den nächsten Tag genauso viel geschrieben werden. Es durfte niemals unterschritten werden, es durfte überschritten, aber niemals unterschritten werden. Auf diese Weise kamen allmählich 20, ja bis zu 25 Seiten zusammen.

ERZÄHLER:

Den Aussagen von Falladas erster Ehefrau ist klar zu entnehmen, dass das Schreiben für den Autor eine Art Zwangshandlung war. So überrascht es auch nicht zu erfahren, dass er während des Arbeitens völlig frei von Drogensucht war, – wenn man von Zigaretten und Kaffee absieht. Durch Überanstrengung war Hans Fallada nach Beendigung der Arbeit meistens nahe an einem Zusammenbruch und musste oft zur Schlafkur in eine Klinik. Denn zum Schlafen kam Fallada während des Schreibens kaum. Zu Beginn der Ehe mit „Suse“ sah das alles noch anders aus.

O-Ton Anna Ditzen. Lärmempfindlich mp3

(26.3) Im Anfang, in Berlin noch und in Neuenhagen hat er nachmittags und abends geschrieben. Er hat ja nur eine Halbtagsstellung bei Rowohlt gehabt, damit er eben

schreiben konnte. Ja, zur Hauptsache hat er abends geschrieben, und da hatte er es furchtbar gern, wenn ich in seinem Rücken saß, ganz stillsaß und für mich selber arbeitete, etwas nähte oder handarbeitete. In der ersten Zeit bekam ich auch noch die einzelnen Abschnitte, die einzelnen Kapitel zu lesen. Das konnte er später auch nicht mehr, da musste er ganz für sich alleine sein. Er war ja doch später so wahnsinnig lärmempfindlich und geräuschempfindlich, und hatte so furchtbar feine Ohren, er hörte alles. Der Nachmittagsschlaf zum Beispiel war heilig für ihn, weil er nachts so furchtbar schlecht und wenig schlief. Da musste es furchtbar ruhig sein im Hause, und dafür hatte ich aufzupassen. Und wenn dann irgendetwas war – einmal weiß ich, dass wir noch in der Küche zu tun hatten, und die Kellertür knarrte, und dann kam er runter und hat furchtbar geschimpft, dass wir das nicht gehört hatten.

Also insofern hat er sich gewandelt und die Situation hat sich gewandelt, dass er später wirklich immer alleine war. In Carwitz zum Beispiel da hat er ganz früh morgens geschrieben. Morgens um drei Uhr fing er an. Er konnte sehr schlecht schlafen, war sehr früh immer wach. Dann ist er lieber aufgestanden, da war alles totenstill im Hause, da hat er seinen Ofen geheizt und dann hat er sich einen Kaffee gemacht, und eben auch einen sehr, sehr starken Kaffee, was er eigentlich gar nicht durfte, aber das brauchte er - und dann hat er gut gearbeitet.

Er hat immer gesagt: auch wenn es nicht gut geht, oder wenn man mal keine Lust hat zum Schreiben, es muss geschrieben werden, jeden Tag!

Musik

ERZÄHLER:

Diese schwierige, aber doch einigermaßen stabile Situation wird zum Ende des Krieges hin aufgelöst, alles kommt ins Wanken, Falladas Leben und Schreiben nimmt noch einmal eine ganz neue Wendung. Davon erzählt die dritte Stunde dieser langen Nacht.

Musik

3. Stunde

Musikakzent

ERZÄHLER:

Im Jahr 1943 feiert Hans Fallada seinen 50. Geburtstag. Geldsorgen hat er nicht, dank der unterhaltenden Romane, die er in den letzten fünf Jahren wie am Fließband geschrieben hat, und die kleine Landwirtschaft versorgt die Familie mit Milch, Fleisch und Gemüse. Auch von Publikationsverboten ist der Autor nicht mehr betroffen, und wenn man liest, welche Briefe er aus Frankreich schreibt, dann kommt es einem vor, als ob er mit den Nationalsozialisten innerlich Freundschaft geschlossen hätte. In Frankreich war er auf Einladung des Reichsarbeitsdienstes, um über dessen Tätigkeit zu berichten. Im Reichsarbeitsdienst sollten junge Männer diszipliniert und ideologisch auf Spur gebracht werden, im Krieg wurde er dann zu einer Art Hilfstruppe der Wehrmacht. Fallada wird in Frankreich hofiert und bestens bewirtet, er liest aus seinen Werken und scheint sich sehr wohl zu fühlen. Seiner Mutter berichtet er stolz, er sei jetzt ein offiziell anerkannter Mann geworden. Und an seinen Sohn Uli schreibt er einen Durchhaltebrief ganz im Sinne der Nationalsozialisten:

SPRECHER 1:

Es ist nicht wichtig, mein Junge, dass Du etwas mehr oder weniger zu essen bekommst, das ist nun einmal der Krieg, wichtig ist allein, dass Du nun auf diesem Weg, auf einer Schule bleibst, dass Du vorankommst, dass Du ein Kerl, ein wirklicher Deutscher wirst. Jeder von uns, auch Du, wir haben große Aufgaben zu erledigen, wir werden eines Tages die Herren Europas sein, vielleicht auch die der ganzen Welt, da ist es wichtig, dass man ein ganzer Kerl ist. Lass Dich nicht irritieren durch das Geschwätz von Leuten, die nichts wissen.

ERZÄHLER:

Ob dieser Brief nur für die Zensur geschrieben ist, oder ob Fallada wirklich vorübergehend so denkt, das ist von heute aus schwer einzuschätzen. Sein Biograph Peter Walther sieht es so:

O-Ton Walther. RAD

(54.15) Je länger die Nazizeit dauerte, desto schwieriger wurde es für Fallada, sich rauszuhalten aus all den politischen Zumutungen und Alltagszumutungen, die später auch mit dem Krieg zusammenhingen. Irgendwann nahm auch der Druck von lokalen Naziführern auf ihn zu, es drohte auch seine Einberufung, und in dieser Situation hat er nahm er ein Angebot des Reichsarbeitsdienstes an, er könne eine Reise nach

Tschechien und dann eine nach Frankreich unternehmen, und dort die Arbeit des Reichsarbeitsdienstes kennenzulernen und dann darüber schreiben. Das war für ihn verlockend, und er hat es gemacht, und bei Fallada ist es so, dass er wirklich stark beeinflussbar gewesen ist durch seine Umgebung. Ohne, dass er wirklich Nazi gewesen ist, war es so, dass er in der Zeit, als er unter den Kameraden, am Tisch mit Offizieren, die ihn achteten als Schriftsteller, mit dem Blick auf die 16-, 17jährigen, die ungefähr so alt waren wie sein Sohn Uli, dass es im Grunde eine Art Solidarisierungseffekt gab. Das heißt, es war ja lange Zeit so, dass die meisten Deutschen sich nicht wünschten, dass der Krieg verloren ginge für sie, auch wenn sie keine Nazis waren. Und bei Fallada, denke ich, war es genauso. Und aus so einer psychologischen Gemengelage kann ich mir durchaus vorstellen, dass das was er da geschrieben hat, in dem Moment ernst gemeint war von ihm.

ERZÄHLER:

Es gibt allerdings keine Texte von Hans Fallada über den Reichsarbeitsdienst. Falls er sie geschrieben hat, so sind sie ebenso spurlos verschwunden, wie der antisemitische Roman, den das Propagandaministerium von ihm will, und den er angeblich 1944 beendet hat. Wir können uns nur an die überlieferten Texte halten, und die erzählen etwas anderes. 1942 wird eine Erzählung veröffentlicht, die man wohl eher der Antikriegs-Literatur zurechnen würde. Ein Ausschnitt aus: „Genesenden-Urlaub“

SPRECHER 2:

Aber nun fing Mutter vom Krieg an. Mutter hatte irgendwelche ganz veralteten Vorstellungen vom Kriege, von kecken Husarenstreichen und schrecklich kühnen Heldentaten. Mutter wollte durchaus „Anekdoten“ hören, wie sie im Geschichtenbuch ihrer Kindheit gestanden hatten.

SPRECHERIN:

„Kurti, du erzählst mir gar nichts vom Krieg!“

SPRECHER 2:

„Da ist auch nicht viel zu erzählen, Mutter.“

SPRECHERIN:

„Doch! Ich will alles wissen, wie du es draußen hast. Alle Jungen erzählen ihren Müttern davon!“

SPRECHER 2:

„Na, dann pass auf, Mutter! Stell dir vor, unser ganzes Dorf brennt, von einem Ende bis zum andern...“

SPRECHERIN:

„Nein, Kurti, das stell ich mir nicht vor. So was will ich mir nicht vorstellen!“

SPRECHER 2:

„Und in den Flammen sind die Schweine und die Kühe und die Pferde. Und der Hofhund liegt an der Kette und soll auch verbrennen...“

SPRECHERIN:

„Oh, Kurti, bitte höre auf!“

SPRECHER 2:

Aber er hörte nicht auf. Er war so gereizt und böse.

„Und du möchtest hin und willst retten. Vielleicht sind auch Menschen in den Flammen und schreien nach dir. Aber nun kommen andere und wollen dich auch noch in die Flammen schmeißen, und du musst die anderen totschiagen, sonst wirst du umgebracht – das ist der Krieg, Mutter!“

Einen Augenblick war es ganz still. Dann sah die Mutter ihn mit einem weißen, gramvollen Gesicht an.

SPRECHERIN:

„Ich glaube, du hast deine Mutter gar nicht mehr lieb, Kurt“, sagte sie mit zitternder Stimme.

SPRECHER 2:

Er starrte sie an und sagte kein Wort. Er hasste sich selbst, dass er so hart und ungerecht war. Aber er konnte nicht anders sein. Er konnte über diese Dinge nicht reden, und er konnte Geschwätz über diese Dinge nicht ertragen. Es machte ihn einfach rasend vor Zorn.

MUSIK

ERZÄHLER:

Vom Kriegsdienst bleibt Hans Fallada verschont, seine wiederholten Aufenthalte in Sanatorien für psychisch Kranke bewahren ihn davor. Im September 1944 kommt er jedoch wieder ins Gefängnis. Im Streit hat er auf seine Frau geschossen, auf seine einst so geliebte Suse, von der er zu diesem Zeitpunkt allerdings schon geschieden ist. Eingesperrt in der psychiatrischen Abteilung der Landesanstalt Neustrelitz schreibt er in kürzester Zeit den Roman „Der Trinker“. Für Peter Walther eines seiner Meisterwerke.

O-Ton Walther. Trinker (56“)

(2.24) Also ich kenne keinen Roman, der auf solch tragikomische Weise das Abrutschen in die Abhängigkeit schildert, wie das Fallada im „Trinker“ gemacht hat. Man muss sich vorstellen, er ist ja in der Zeit im Gefängnis gewesen, zum wiederholten Mal war er im Gefängnis, in dem speziellen Fall war das so, dass er vorher versucht hat, unter dem Einfluss von 12 oder 13 Flaschen Moselwein, das kann man alles nachlesen in den Untersuchungsakten, versucht hat, einen Schuss auf seine Frau abzugeben. Das war ein Offizialdelikt, d.h. der Staatsanwalt musste eingreifen. Und er kam in eine Haftanstalt in Neustrelitz, wo – damals sagte man geistesgestörte - Verbrecher untergebracht wurden. Da war er also, wie er es beschreibt, zwischen Lustmördern und anderen Schwerverbrechern und hat schon nach wenigen Tagen die Erlaubnis bekommen zu schreiben.

ERZÄHLER:

In der unglaublich kurzen Zeit von zwei Wochen ist der Roman beendet. Es ist beeindruckend, wie Fallada in die Psyche eines Alkoholikers eindringt, der sich über lange Zeit einredet, keineswegs alkoholabhängig zu sein. Das hat komische Züge, zumal der Protagonist kein Sympathieträger ist. Der Ich-Erzähler Erwin Sommer gibt sich alle Mühe, das Verständnis der Leser zu wecken, aber dabei macht er sein Selbstmitleid, seine Verlogenheit und seine Selbsttäuschungen nur umso deutlicher. Das zeigt sich gleich zu Anfang:

SPRECHER 2:

Ich habe natürlich nicht immer getrunken, es ist sogar nicht sehr lange her, dass ich mit Trinken angefangen habe. Früher ekelte ich mich vor Alkohol; allenfalls trank ich mal ein Glas Bier; Wein schmeckte mir sauer, und der Geruch von Schnaps machte mich krank. Aber dann kam eine Zeit, da es mir schlecht zu gehen anfang. Meine Geschäfte liefen nicht so, wie sie sollten, und mit den Menschen hatte ich auch mancherlei Missgeschick. Ich bin immer ein weicher Mensch gewesen, ich brauchte die Sympathie und Anerkennung meiner Umwelt, wenn ich mir das auch nicht merken ließ und stets sehr selbstbewusst und sicher auftrat. Das Schlimmere war, dass ich das Gefühl bekam, auch meine Frau wende sich von mir ab. Es waren zuerst unmerkliche Zeichen, Dinge, die ein anderer ganz übersehen hätte. Zum Beispiel vergaß sie, mir bei einem Geburtstag in unserem Hause Kuchen anzubieten; ich esse zwar nie Kuchen, aber früher bot sie mir trotzdem stets welchen an. Und dann war einmal drei Tage lang ein Spinnweb in meinem Zimmer über dem Ofen. Ich ging alle Zimmer ab, aber in keinem gab es ein Spinnweb, nur in meinem. Ich wollte eigentlich abwarten, wie lange sie es so treiben würde mir zum Ärger, aber am vierten Tage hielt ich es nicht mehr aus und sagte es ihr. Darauf wurde das Spinnweb entfernt. Ich sagte es ihr natürlich ziemlich scharf. Ich wollte mir um keinen Preis merken lassen, wie sehr ich unter diesen Kränkungen und meiner Vereinsamung litt.

Aber es blieb nicht dabei. Bald kam die Sache mit dem Fußballtreter. An jenem Tage hatte ich Schwierigkeiten auf meiner Bank gehabt, zum ersten Male hatten sie mir eine Geldauszahlung verweigert; es hatte sich wohl herumgesprochen, dass ich Verluste erlitten hatte. Der Bankvorsteher, ein Herr Alf, tat sehr liebenswürdig, sprach von vorübergehenden Schwierigkeiten und erbot sich sogar, mit seiner Zentrale wegen eines Sonderkredits für mich zu telefonieren. Ich lehnte das natürlich ab, ich war lächelnd und sicher wie immer gewesen. Aber ich hatte gut gemerkt, dass er mir dieses Mal nicht wie sonst meist eine Zigarre angeboten hatte, dieser Kunde lohnte ihm das wohl nicht mehr. Sehr niedergedrückt ging ich durch einen schwer herabrauchenden Herbstregen nach Hause. Ich war noch gar nicht in eigentlichen Schwierigkeiten; es war nur eine gewisse Stagnation in meinen Geschäften eingetreten, die zu jenem Zeitpunkt mit einigem Elan sicher noch zu überwinden gewesen wäre. Aber gerade diesen Elan vermochte ich nicht aufzubringen, ich war zu niedergedrückt von all dem stummen Missfallen, dem ich begegnete.

Als ich nach Hause kam (wir wohnen etwas vor der Stadt in eigener Villa, und die Straße dorthin ist noch nicht ausgebaut), wollte ich vor der Tür meine schmutzigen Schuhe reinigen, doch gerade heute fehlte der Fußballtreter. Ärgerlich schloss ich auf und rief ins Haus nach meiner Frau. Es dunkelte schon, aber nirgends sah ich Licht, und Magda kam auch nicht. Ich rief wieder und wieder, aber nichts erfolgte. Ich befand mich in einer höchst fatalen Situation: ich stand im Regen vor der Tür meiner eigenen Villa und konnte nicht ins Haus, wollte ich nicht Vorplatz und Diele ärgerlich beschmutzen, und das alles, weil meine Frau vergessen hatte, den Fußballtreter hinauszulegen, und zu einer Zeit nicht zur Stelle war, wo ich, wie sie genau wusste, von der Arbeit heimkam.

Schließlich musste ich mich überwinden: ich ging vorsichtig auf Zehenspitzen ins Haus. Als ich mich auf einen Stuhl in der Diele setzte, um die Schuhe auszuziehen, und dafür Licht machte, sah ich, dass all meine Vorsicht nichts genützt hatte: auf dem zartgrünen Dielenteppich waren die hässlichsten Flecke entstanden. Ich habe Magda immer gesagt, dass solch ein empfindliches Resedagrün nichts für die Diele sei, aber sie hatte ja gemeint, wir beide seien ja wohl alt genug, ein bisschen aufzupassen, und die Else (unser Dienstmädchen) benütze ja sowieso den Hintereingang und sei gewohnt, im Hause auf Pantoffeln zu gehen. Ich zog sehr ärgerlich meine Schuhe aus, und gerade als ich den zweiten auszog, sah ich Magda, die eben aus der Tür kam, die die Kellertreppe verdeckt. Der Schuh entglitt mir und fiel mit Poltern auf den Teppich, einen abscheulichen Fleck machend.

»Paß doch ein bißchen auf, Erwin!« rief Magda sehr ärgerlich. »Wie der schöne Teppich wieder aussieht. Kannst du dir nicht angewöhnen, die Füße ordentlich abzutreten?!«

Die offene Ungerechtigkeit in diesem Vorwurf empörte mich, aber noch hielt ich an mich.

»Wo in aller Welt hast du bloß gesteckt?« fragte ich, sie noch immer anstarrend. »Ich habe mindestens zehnmal nach dir gerufen!«

»Ich war bei der Zentralheizung im Keller«, sagte Magda kühl. »Aber was hat das mit meinem Teppich zu tun?«

»Es ist ebensogut mein Teppich wie der deine«, antwortete ich erregt. »Ich habe ihn wirklich nicht gerne beschmutzt. Aber wenn kein Abtreter vor der Tür liegt –!«

»Es liegt kein Abtreter vor der Tür? Natürlich liegt er vor der Tür!«

»Es liegt keiner davor!« rief ich mit Nachdruck. »Bitte, überzeuge dich selbst!« Aber sie dachte gar nicht daran, vor die Tür zu gehen.

»Wenn Else eben vergessen hat, ihn hinzulegen, so hättest du die Schuhe gut auf dem Vorplatz ausziehen können! Jedenfalls hättest du nicht den einen Schuh hier mit solchem Plumps auf den Teppich zu werfen brauchen!« ...

Ich nahm mich zusammen. Ich fand im stillen, Magda hatte in allen Punkten unrecht. Aber laut sagte ich: »Wir wollen uns nicht streiten, Magda. Ich bitte dich, mir zu glauben, dass ich die Flecke nicht mit Absicht gemacht habe.«

»Und du glaube mir«, antwortete sie, noch immer ziemlich scharf, »dass ich dich weder mit Absicht habe rufen noch mit Absicht habe warten lassen.«

Ich schwieg dazu. Bis zum Abendessen hatten wir uns beide wieder ziemlich in der Gewalt, eine ganz vernünftige Unterhaltung kam sogar zustande, und plötzlich hatte ich den Einfall, eine Flasche Rotwein, die mir irgend jemand mal geschenkt hatte, und die seit Jahren im Keller stand, heraufzuholen. Ich weiß wirklich nicht, wieso ich auf diese Idee kam. Vielleicht löste das Gefühl unserer Aussöhnung bei mir den Gedanken an etwas Festliches, wie Trauung oder Taufe aus. Magda war auch ganz überrascht, lächelte aber beifällig. Ich trank nur anderthalb Glas, obgleich mir an diesem Abend der Wein nicht sauer schmeckte. Ich kam sogar in eine heitere Stimmung und brachte es fertig, Magda allerlei vom Geschäft, das mir so viel Sorgen machte, zu erzählen. Natürlich sprach ich kein Wort von diesen Sorgen, sondern ich log im Gegenteil meine Misserfolge in Erfolge um. Magda hörte mir so interessiert wie schon lange nicht zu. Ich hatte das Gefühl, dass die Entfremdung zwischen uns völlig geschwunden war, und in der Freude darüber schenkte ich Magda hundert Mark, damit sie sich etwas recht Hübsches kaufen könnte: ein Kleid oder einen Ring oder wonach sonst ihr Herz stand.

ERZÄHLER:

Erwin Sommer leidet darunter, dass seine Frau viel tüchtiger ist als er. Nachdem er sie aus der Geschäftsleitung entfernt und zur Hausfrau gemacht hat, gehen seine Geschäfte rasch bachab. Auch diese Geschichte erzählt Fallada in dem Roman „Der Trinker“. Dazu schildert er ausgiebig Sommers Mitgefängene, psychisch kranke Menschen und Kriminelle, Behinderte mit schweren Entstellungen – all dies sind Themen, die in der Literatur im Dritten Reich schwer verpönt sind. Zum Glück ist Falladas Schrift kaum zu lesen, denn er wagt noch mehr.

O-Ton Walther. Schafott 34“

(4.06) Als er damit aufgehört hat, begann er Kindergeschichten zu schreiben, und es ging weiter: er hat ein Tagebuch geschrieben, in dem er sich seinen ganzen Hass gegen das Naziregime von der Seele geschrieben hat – alles unter der Aufsicht von den Wärtern dort – und schreibt das in einer winzig kleinen Schrift zwischen den Roman und diesen Kindererzählungen, so dass es kaum zu entziffern ist, aber hätte es jemand geschafft, auch nur einen Satz zu entziffern, hätte ihn jeder einzelne Satz aufs Schafott gebracht.

ERZÄHLER:

Erst 2009 ist dieses Gefängnistagebuch entziffert worden und unter dem Titel „In meinem fremden Land“ erschienen. Darin berichtet Fallada über seine Erfahrungen mit der SA, 1933, über seine Probleme und die des Rowohlt Verlags mit der Zensur, über das Hin- und Her mit dem Propagandaministerium im Falle vom „Eisernen Gustav“ und über den Kleinkrieg mit den lokalen NS-Behörden. Aber er schreibt sich nicht nur den Hass von der Seele, sondern bereitet auch seine Rechtfertigung vor. Wie andere so genannte „innere Emigranten“ behauptet er, dass es mutiger war, im Reich auszuharren als ins sichere Ausland zu fliehen. Nachdem er die Geschichte eines Bekannten schildert, der hingerichtet wurde, weil man bei ihm einen Koffer mit einer Druckerpresse fand, setzt er zu einer Tirade an:

SPRECHER 1:

Dies alles haben wir miterlebt und durchgemacht, und wir haben dabei jede Stunde zittern müssen für unserer Lieben Leben und das eigene Leben, dies geschieht uns nun schon 11 Jahre. Elf Jahre ohne Ruhe, ohne Frieden! Und da sitzen Narren draußen im Auslande, sie sitzen recht bequem und gefahrlos und die beschimpfen uns als Konjunkturritter, als Söldlinge der Nazis – sie tadeln unsere Schwäche, unsere Tatenlosigkeit, unseren Mangel an Widerstandskraft! Aber wir haben es ertragen und sie nicht, und wir haben uns jeden Tag gefürchtet, aber sie nicht, wir haben jeden Tag unseren Acker bestellt, unsere Kinder erzogen, unter ständiger Bedrohung unseres Lebens, und wir haben hier ein Wort geredet und dort eines, wir haben einander bestärkt, wir haben ausgehalten, wenn wir auch oft Furcht hatten – sie aber nicht!

ERZÄHLER:

So zwiespältig die Lektüre dieser Aufzeichnungen auch ist, man muss Falladas Mut bewundern, sie unter den Augen seiner Bewacher zu verfassen. Zudem erfährt man viel über den Alltag im Dritten Reich, und zum Ende besticht die Ehrlichkeit von Hans Fallada, der offenbar während des Schreibens selbst merkt, wie verlogen sein Pathos des „inneren Widerstands“ ist.

SRECHER 1

Ich bin ziemlich erregt, es gibt vielleicht die Möglichkeit, dass ich für ein paar Stunden nach Hause darf, um dort einige Papiere zu holen, natürlich von einem Wachtmeister transportiert. Aber das würde mich kaum hindern, dieses Manuskript aus dem Totenhaus zu schmuggeln und daheim zu verstecken. Vielleicht bekomme ich heute Abend schon Bescheid. Ich glaube nicht recht an ein Ja, aber es wäre erlösend! Die Befürchtungen, unter denen ich diese Schreibung Tag für Tag bei so vielen Spionenaugen fortsetze, hemmen mich in meiner Arbeitsfreude, stören meinen schon sehr schwachen Schlaf. Ich habe nicht so sehr um mich Angst, ich lebe nun einmal schon als Gefangener hinter Gittern, und an meinem äußerlichen Leben würde sich kaum viel ändern bis zur letzten Stunde, in der ich meinen Mann zu stehen hoffe. Aber all die andern, die darein verwickelt werden würden! Um sie zittere ich. Ich bin unglaublich leichtfertig gewesen, als ich diese Niederschrift hier begann. Und doch konnte ich nicht anders. ...

Wenn ich aber für ein paar Stunden nach Mahlendorf dürfte, würde ich dieses Manuskript mitnehmen, ich würde die Niederschrift an der Stelle abbrechen, wo ich gerade angelangt wäre, trotzdem ich das vielleicht wichtigste Kapitel über den Krieg noch nicht geschrieben habe. Es täte mir nicht einmal leid, so abbrechen zu müssen. Ich bin mit großen Erwartungen an diese Arbeit gegangen, aber jetzt bin ich etwas enttäuscht. Es kommt mir vor, als seien alle meine Erlebnisse nur kleinliche Zänkereien, die jeden Menschen langweilen müssen. Ich habe Zorn, Erbitterung, manchmal Furcht empfunden, als ich sie durchlebte. Jetzt, da ich sie niederschrieb, empfand ich nicht einmal das mehr. Wie sollen sich da Zorn, Erbitterung, Furcht auf den Leser übertragen? Er wird sich nur öden beim Lesen! Und doch sage ich mir: was sollte ich anderes schreiben? Ich habe nicht mitten im Tagesgeschehen gestanden, ich war nicht der vertraute Freund von Ministern und Generälen, ich habe keine großen Enthüllungen zu machen. Ich habe das Leben wie alle gelebt, das Leben der kleinen Leute, der Masse. Und unser Leben hat, soweit wir keine Parteimitglieder waren, im Dritten Reich eben aus Streitereien bestanden, aus lauter kleinen Kämpfen, die wir durchfechten mussten, um unser Dasein zu erhalten. Nichts Großes geschah weiter. Wie ein Verleger nicht mehr Bücher verlegen konnte, sondern einen törichten Schriftwechsel um jeden Dreck führen musste, so konnte auch der Bücherschreiber sich nicht ungestört seiner Arbeit widmen, ständig gab es Reibereien, Aufregungen, Störungen. Und wie habe ich mich im Schreiben meiner Bücher selbst ändern müssen! Ich konnte nicht mehr daran denken, Bücher zu schreiben, die mir am Herzen lagen. Jede Schilderung dunklerer Gestalten war mir streng untersagt. Ich hatte optimistisch und lebensbejahend zu sein, grade in einer Zeit, die mit Verfolgungen, Martern und Hinrichtungen den Sinn des Lebens verneinte. So habe ich seit dem „Wolf“ eigentlich nichts, was mir noch am Herzen läge, geschrieben. Ich bin in die seichte Unterhaltung abgesackt.

Musik

Erzähler:

Es ist schwer, Falladas Persönlichkeit zu beurteilen, das betrifft auch sein widersprüchliches Verhalten während des Dritten Reiches. Die Schriftstellerin Jenny Erpenbeck sieht einige Gründe, Fallada zu entschuldigen.

O-Ton Erpenbeck. Qual 1‘25“

(16.15) Ich glaube, Fallada hat ein paar Sachen gemacht, die nicht so ganz in Ordnung waren, aber das lag bei ihm auch wirklich daran, dass er wusste, er steht so auf der Kippe. Er war immer kurz davor, komplett fallengelassen zu werden, das war eine merkwürdige Gratwanderung. Das war anders als bei anderen Schriftstellern, die sich einfach überzeugtermaßen eingelassen haben auf die Nazis und damit gut gefahren sind, das war bei ihm ja nicht so, es war immer zwischen... Man wusste nicht genau, ob ihm ein Filmprojekt angeboten wird, damit er hinterher fallen gelassen werden kann. Das ist bei ihm glaub' ich nicht so ganz eindeutig.

Also ich weiß gar nicht, wie viele Leute tatsächlich so in sich reingehorcht haben nach dem Krieg, oder am Ende auch schon. Fallada hat sehr klar darüber reflektiert, dass er benutzt werden sollte, und dass er sich nicht gut damit gefühlt hat, weil er auch natürlich gemerkt hat, was da lief. Er hätte ja um ein Haar ein zutiefst antisemitisches Drehbuch geschrieben, da hat er sich dann davor gedrückt, da wollten die Nazis mehr draus machen, als er eigentlich vorhatte, und er hat auch diese Dinge bereut. Andere haben gesagt, wir waren in der inneren Emigration, wir haben gewusst, was passiert, und das war schwer genug, aber bei ihm war das glaub'ich - , also die Qual war nicht erfunden!

ERZÄHLER:

Im Dezember 1944 wird Hans Fallada nach dreieinhalb Monaten Haft aus dem Gefängnis entlassen. Er will gegenüber seiner geschiedenen Frau Suse alles wieder gut machen. Schon aus dem Gefängnis hat er ihr das Gut in Carwitz überschrieben und sie gebeten, es noch einmal mit ihm zu versuchen. Am 28. Dezember fährt er zu seiner Geliebten Ulla Losch, um ihr mitzuteilen, dass er die Beziehung beenden will – aber er kehrt nicht nach Carwitz zurück, sondern verlobt sich mit der 23jährigen. Die hübsche Frau ist Witwe und Mutter einer vierjährigen Tochter. Am 1. Februar 1945 heiraten die Beiden und leben zunächst in Feldberg, wo sie am 28. April den Einmarsch der sowjetischen Armee erleben. In seinem Roman „Der Alpdruck“ beschreibt Fallada diese Zeit und wie er, respektive sein Protagonist und Alter Ego, Doktor Doll, die Befreiung erlebt hat:

SPRECHER 2:

Doll sah sich wieder dastehen vor diesen dreien, mit grinsendem Gesicht, das Wort »Towaritsch!« auf den Lippen, mit der erhobenen Faust, die Rechte zum Gruß ausgestreckt – wie falsch das alles gewesen war, wie er sich doch schämen musste! Wie verkehrt er alles angefangen hatte, vom frühen Morgen an, als er so fröhlich aufgewacht war und sich in die Arbeit an den Staudenbeeten gestürzt hatte, um den Weg für die Befreier »gefahrlos« zu machen, wie falsch er alles gesehen hatte! Und so ein Mann wie er hatte noch vor den Nachbarn damit geprotzt, er werde die Russen an der Schwelle seines Hauses empfangen und als Erlöser bewillkommen. (...) Wahrhaftig, er hatte in diesen zwölf Jahren nicht das Geringste dazugelernt, so sicher er das auch in manchem Leiden geglaubt hatte –!

Mit Recht hatten ihn die Russen angesehen wie ein kleines, böses, verächtliches Tier, diesen Kerl mit seinen plumpen Anbiederungsversuchen, der glauben machen wollte, dass mit einem freundlichen Grinsen und einem kaum verstandenen russischen Wort all das auszulöschen war, was der Welt in den letzten zwölf Jahren von den Deutschen angetan war –!

ERZÄHLER:

Was in seinem Gefängnistagebuch noch fehlt, findet sich im Roman „Der Alpdruck“, der erst nach Falladas Tod veröffentlicht wurde: das Eingeständnis von Schuld, von Selbsttäuschung und jahrelanger Gedankenlosigkeit. Was darin fehlt, ist das Schicksal von Suse in jenen Tagen. Das Kriegsende läuft in Carwitz weit weniger glimpflich ab. Dort lebt auch die verwitwete Mutter von Rudolf Ditzen. Sie notiert in ihrem Tagebuch:

SPRECHERIN:

Furchtbare Tage liegen hinter uns. Und es ist auch noch wenig Aussicht vorhanden, dass es besser wird. Wir sind unter russischer Herrschaft. Am 29. mittags 12 Uhr, wie Suse, Frau Schemmel und Inge in der Küche beschäftigt waren, traten die ersten fünf Russen in die Küche und gleich darauf in meine Stube. Das Gesicht des ganz jungen Anführers werde ich nicht vergessen, froh lachend kam er herein, trat an den Tisch und sagte wie die anderen: Uhhh, Uhhh! Dann sind im Laufe des Tages wohl 50 bis 60 gekommen, viele ganz asiatisch aussehend. Unheimliche Gestalten zum Teil. (...) Schlimm war, dass man sich gar nicht verständigen konnte, wenn es sehr nötig war. Von dem, was sich noch ereignete, kann ich nicht schreiben, die arme Suse hat viel leiden müssen und ich komme nicht über diesen großen Kummer hinweg.

ERZÄHLER:

Über längere Zeit gibt es noch Vergewaltigungen, viele Menschen bringen sich um. Hans Fallada holt zeitweise seine Mutter, Suse und die Kinder zu sich, um sie zu

schützen. Sechs Wochen wohnen sie gemeinsam in einer großen Wohnung. Elisabeth Ditzen notiert befremdet:

SPRECHERIN:

Ich hätte nie ein Zusammenleben wie hier für möglich gehalten, aber es geht ja. Nur so wunderbar kommt mir alles vor, wenn Rudolf zwischen Suse und Ulla sitzt. Ich denke immer, ich könnte das an Suses Stelle nicht aushalten, aber die Zeiten sind anders, und auch die Menschen sind verschieden.

ERZÄHLER:

Die große Wohnung hat Fallada bekommen, weil er von der sowjetischen Besatzung in Feldberg als Bürgermeister eingesetzt worden ist. Er muss die Unterbringung und Versorgung von Flüchtlingen organisieren, nationalsozialistische Bilder und Bücher konfiszieren, Waffen beschlagnahmen, Arbeitsverweigerung und Schwarzhandel unterbinden. Auch darüber berichtet er im Roman „Der Alpdruck“ sehr anschaulich.

SPRECHER 2:

Doll hatte es ganz richtig vorausgesehen, dass seine Bürgermeisterei ihm wenig Freude, wohl aber unendlichen Ärger und Sorgen bringen würde. Eine kaum zu bewältigende Fülle von Arbeiten stürmte auf ihn ein... Es war unendlich viel neu aufzubauen, zu regeln, einzurichten und zu schlichten, und es gab so gut wie nichts an Hilfsmitteln: alles war von den Nazis und der SS ausgeraubt und zerstört, sogar der Wille zur Mitarbeit unter den Einwohnern. Sie waren so böse, so kleinlich, so auf das eigene Ich bedacht, sie mussten befohlen, geschoben, oft mit Strafen bedacht werden. Hinter seinem Rücken taten sie dann alles, was sie konnten, der allgemeinen Sache zu schaden und sich zu nützen. Ja, oft taten sie sogar Schaden aus reiner Schadenfreude, ohne jeden Eigennutz. ...

Ihm lag es ob, die Nazis in harmlose Mitläufer und in tätige Verbrecher aufzuteilen, sie in ihren Schlupfwinkeln aufzutreiben, in die sie sich eiligst verkrochen hatten, sie von den Druckposten zu entfernen, die sie schon wieder mit ebenso großer Geschicklichkeit wie Schamlosigkeit bezogen hatten, ihnen erschwindetes, geraubtes, erpresstes Eigentum wieder abzunehmen, ihre Hamstervorräte an Lebensmitteln zu enteignen, ihre großen Wohnungen mit den Heimatlosen zu belegen – das alles war nun seine Pflicht geworden. Zwar, die eigentlichen »Führer«, die Hauptschuldigen, waren längst nach dem Westen entflohen, aber auch die kleinen Nationalsozialisten waren ein Ekel. Alle versicherten sie – heilig empört oder mit Tränen in den Augen –, dass sie nur gezwungen in die Partei eingetreten seien oder höchstens aus wirtschaftlichen Gründen. Alle waren bereit, darüber eine eidesstattliche Erklärung zu unterschreiben, am liebsten hätten sie das alles gleich mit den heiligsten Eiden vor der Welt und vor Gott beschworen....

Später besuchte dann Bürgermeister Doll mit ein paar Polizisten (die in diesen ersten Anfängen auch manchmal recht fragwürdige Gestalten waren) und einem Protokollführer die Häuser und Wohnungen dieser Nationalsozialisten. Er fand in ihren Schränken Berge von Wäsche – kaum benutzte darunter, während im Dachgeschoß eine ausgebombte, aus Berlin evakuierte Mutter nicht wusste, wie sie ihre Kinder anziehen sollte. Ihre Schuppen waren bis zur Decke gefüllt mit trockenem Holz und Kohlen, aber ein festes Vorhängeschloss hing vor der Tür, und nicht ein bisschen wurde denen gegeben, die nichts hatten, womit eine Suppe kochen. In den Kellern dieser braunen Hamster standen Säcke mit Getreide (»Ist ja alles bloß Hühnerfutter!«), mit Schrot (»Hab ich auf Bezugschein vom Amt für mein Schwein gekriegt!«), mit Mehl (»Ist kein richtiges Mehl, nur zusammengefegeter Mühlenstaub!«). In ihren Speisekammern standen die Regale voll von Vorräten, aber für jede Ware hatten sie eine Lüge bereit. In den Gesichtern stand ihnen die Angst um ihr kostbares Leben geschrieben, aber auch jetzt noch konnte diese Angst sie nicht abhalten, diese Vorräte bis zur letzten Sekunde zu verteidigen: alles war legal erworben! Noch standen sie neben dem Wagen, der ihnen die Hamsterschätze entführte, sie wagten keine Drohung, aber in ihren Gesichtern stand heilige Empörung geschrieben über dieses ihnen angetane Unrecht –!

ERZÄHLER:

Fallada hält diese Tätigkeit nicht lange durch. Da seine junge Frau Morphinistin ist, kommt auch er wieder mit dieser Droge in Berührung. Zusammen mit Alkohol entfaltet sie bald ihre ruinöse Wirkung. Seine Mutter Elisabeth Ditzen schreibt im Tagebuch:

SPRECHERIN:

Rudolf hat kein leichtes Amt. Oft bin ich besorgt, ob er es lange aushält mit den Russen. Sie sind wohl heute so und morgen so. Zu jeder Zeit, auch nachts, muss Rudolf für sie bereit sein...

Heute bekam ich die sehr betrübende Nachricht aus Feldberg... Mit dem Bürgermeisterdasein ist es nun wohl vorbei. Rudolf hat wieder Erregungszustände in schlimmer Art. Er ist festgenommen und mit Leiterwagen nach Neustrelitz ins Krankenhaus gebracht. Er hat wohl zu viel Ärger und Arbeit. Er sagt: „Ich bin der gehasste Mann bei den Feldbergern.“ Natürlich kann er die Wünsche der Deutschen nicht immer erfüllen, aber vielen hat er doch geholfen, wie er sagt.

ERZÄHLER:

Nachdem sie im September 1945 aus dem Krankenhaus entlassen werden, fahren Hans Fallada und seine Frau Ulla nach Berlin. Sie wollen ein neues Leben beginnen, was ihnen in der zerstörten Stadt nicht leicht fällt. Zu seinem großen Glück lernt Hans Fallada im Oktober 1945 Johannes R. Becher kennen, einst ein expressionistischer

Dichterkollege, jetzt der wichtigste Kulturpolitiker in der Sowjetischen Besatzungszone, Spiritus Rector bei der Gründung des Aufbau - Verlags und später erster DDR – Kulturminister.

O-Ton Walther. Becher: (1.21)

Johannes R. Becher war damals so etwas wie der Futtertrog, um den sich alle versammelten. Er war der Präsident des Kulturbunds zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Die Russen hatte ja zuerst ganz Berlin besetzt gehabt und hatten schon relativ früh den Gedanken, durch Kultur die Deutschen umerziehen zu wollen. Und gar nicht so sehr im kommunistisch-ideologischen Sinne, sondern im Sinne einer Rehumanisierung. Und das war der Ansatz von Becher, und da war jemand wie Fallada, der eben nicht im Exil war und dadurch für viele Deutsche sozusagen unglaublich wurde in der Zeit, ein Glücksfall. Der hatte zwar ein paar braune Sprenkel auf dem Hemd, aber war nie – und konnte es seinem ganzen Wesen nach nie – Nazi gewesen.

Und Becher hat sich mit Fallada in Verbindung gesetzt und sie sind sich auf einer menschlichen und künstlerischen Ebene sehr nahegekommen. Becher, schreibt Fallada, sorgte wie ein Vater für ihn, das heißt er hat ihm Arbeitsmöglichkeiten verschafft, er hat ihm eine Wohnung verschafft, ein ganzes Haus, er hat dafür gesorgt, dass er ordentlich bezahlt wird von den Auftraggebern und er hat natürlich auch versucht, ihn einzuspannen für die Arbeit des Kulturbundes.

ERZÄHLER:

Dafür gab es auch Kritik – in Ost und West. Viele wiesen darauf hin, dass Hans Fallada kein erwiesener Antifaschist war und während des Dritten Reichs viel publizierte. Gerade Rückkehrer aus dem Exil, darunter viele Schriftsteller, waren verbittert darüber, dass plötzlich jemand wie Fallada von der Kulturpolitik der Sowjetischen Besatzungszone so gefördert wurde. Aber Johannes R. Becher erwartet sich von Hans Fallada einen großen Roman über die Nazizeit. Zuerst ist der Autor allerdings kaum fähig zur Arbeit; er schreibt nur Kurzgeschichten für Zeitungen, die sich heute eher harmlos lesen und noch immer den gewollt positiven Grundton aufweisen, zu dem sich der Autor während der vergangenen 12 Jahre verpflichtet gefühlt hat. Die Texte überzeugen aber durch die anschauliche Schilderung der zerstörten Stadt und ihrer ebenso beschädigten Bewohner. Zum Beispiel die Erzählung „Junge Liebe zwischen Trümmern“, die allerdings nicht gedruckt wird; zu scharf wird darin wohl die Missgunst der Menschen dargestellt, die den Anblick eines glücklich verliebten Pärchens nicht ertragen.

SPRECHERIN:

Manchmal fand sie es schrecklich, und manchmal empörte es sie, dass die Leute in der U-Bahn so böse auf sie sehen, weil sie glücklich waren. „Sie schauen ganz so, als wären wir Verbrecher“, klagte sie. „Wir tun ihnen doch nichts!“

SPRECHER

„Kümmere dich nicht um die Leute“, schlug er vor.

SPRECHERIN:

Aber das konnte sie nicht. Wenn sie da im dichten Gedränge standen, eben von der Traube der Anstürmenden hineingepresst in den Bahnwagen - und sie strahlte ihn an. „Wieder mal geschafft!“ - da fühlte sie plötzlich die Blicke der Umstehenden missgünstig auf sich, und das Herz wurde ihr schwer.

„Ich weiß nicht, es ist schrecklich“, sagte sie. „Diese Stadt in Trümmern und jetzt die Kälte und die undichten Fenster - aber sollen wir uns darum nicht liebhaben dürfen?“

SPRECHER

„Natürlich sollen wir das“, antwortete er wieder. „Beachte sie einfach nicht!“

SPRECHERIN:

Einmal fuhren sie zusammen in der Elektrischen, und der Wagen war fast leer. Sie nahm den Kamm aus ihrer Handtasche und fing an, sich ihre Locken durchzukämmen, die der Wind auf der Straße verwirrt hatte. Wenn dies vielleicht auch nicht ganz schicklich war, fand er doch, sie sah bezaubernd aus, noch bezaubernder als sonst. Aber eine alte Dame im Wagen ziemlich weitab rief mit scharfer Stimme: „Lassen Sie mal, junge Frau! Sie sind hier in keinem Frisiersalon!“

Im ersten Augenblick war sie sehr erschrocken, sie sagte entschuldigend: „Ich sitze Ihnen doch wohl weit genug ab, dass ich Sie nicht stören kann!“

Aber dann gewann die Empörung die Oberhand in ihr. „Da, Junge“, sagte sie zu ihm und steckte ihm den Kamm in die Hand. „Dein Haar ist auch ganz durcheinander, kämm es lieber mal durch!“

„Immer dieselben aufgedonnerten Weiber!“, rief die alte Dame böse.

„Und immer dieselben alten Pappeulen!“, rief sie zurück.

SPRECHER

Er kämmte und kämmte und sah dabei in ihre vor Empörung funkelnden Augen, und plötzlich brachen sie beide in ein nicht zu bändigendes Gelächter aus. (...) Aber es war nicht zu leugnen: sie lachten allein, keiner im Wagen lachte mit. Und so war es immer: wenn sie einfach nur ihre Umwelt vergaßen und einander mit jenem langen Blick anschauten, der immer mehr in das andre Sein einzudringen schien, in Tiefen, von denen sie eben selbst noch nichts gewusst hatten - in diesen Augenblicken und immer

hatten sie die ganze Umwelt gegen sich! Es war wirklich so, als sei es ein schweres Verbrechen, sich in diesem dem Winter mürrisch zuschiebenden Berlin lieb zu haben. (...)

SPRECHERIN:

„Wenn sie trostlos weiterleben wollen“, sagt sie, „ich nicht! Ich bestimmt nicht!“

SPRECHER

„Ich habe es dir ja immer gesagt, du sollst dich nicht um die Leute kümmern“, antwortet er und lacht.

SPRECHERIN:

Beide lachen sie. Natürlich lachen sie jetzt beide - zwischen der Missgunst, inmitten von Trümmern. Sie haben ja nur dieses eine Leben. Man kann gar nicht früh genug anfangen, es mit Liebe und Glück zu erfüllen.

Musik

ERZÄHLER:

Rudolf Ditzen und seine Ulla zerstören ihr junges Glück allerdings selbst – durch exzessiven Morphiumkonsum. Auch darüber gibt Fallada im Roman „Der Alpdruck“ ungeschönt Auskunft. *

Alternativ, neu:

ERZÄHLER:

Hans Fallada und seine Ulla zerstören ihr junges Glück selbst – durch exzessiven Morphiumkonsum. Er überlegt sogar, die Scheidung einzureichen, weil er fürchtet, dass seine Arbeitskraft und Arbeitslust bei Ulla verloren gehen würde. Und das wäre für ihn das Schlimmste. Darum schreibt er an seine Ex-Frau:

SPRECHER 1

Liebe Suse, ich habe Ulla eröffnet, dass ich unsere Ehe lösen will. Wir haben uns schon mündlich einmal dahin ausgesprochen, aber es ist dann doch alles beim Alten geblieben. Sie weigert sich, sich von mir scheiden zu lassen, getrennt leben, wenn ich wollte, ja. Erst als ich schließlich zögernd sagte, ich würde vielleicht Dich (wenn Du es denn wolltest) wieder heiraten, sagte sie: in diesem Falle, aber nur in diesem willige ich in die Scheidung. Sie gab als Grund an, sie wisse dann wenigstens, dass eine Frau, die mich wirklich gerne möge, sich um mich kümmere und für mich Sorge.

Wirst Du ein wenig verstehen, wie zerrissen ich bin?

Dein alt werdender Fallada

SPRECHERIN:

Lieber Junge, dass mir diese Antwort sehr schwer wird, kannst Du Dir denken. Fünfzehn Jahre Ehe, wie wir sie geführt haben, lassen sich nicht einfach auslöschen, aber das Ende unserer Ehe war doch zu schmerzhaft. Du kannst doch nicht aus Deiner Haut heraus und wirst Dich nicht ändern und ich kann nicht mehr so sein, wie ich früher war. Aber so glücklich Du mich gemacht hast, so unglücklich hast Du mich auch gemacht und in meinem ganzen Leben hat mir kein Mensch so weh tun können wie Du. Und es wird mir auch nie wieder jemand so weh tun können wie Du, weil ich mich nie wieder einem Menschen so ausliefern werde...so kann ich Dir nur mit einem klaren und glatten NEIN antworten. Ich kann Dich nicht wieder heiraten, ich will es auch nicht. Seit unserer Trennung bin ich ein völlig anderer Mensch geworden, eine neue Ehe zwischen uns geht bestimmt nicht mehr gut. Das Beste wird sein, wenn wir versuchen Freunde zu sein. Deine Suse

ERZÄHLER:

So blieb es weiter beim Alten, ein Leben zwischen Sucht und Entzug.

Ab hier wie vorher – Anschluss an *

Dass Hans Fallada in diesem Zustand noch seinen großen Roman „Jeder stirbt für sich allein“ schreiben kann, ist kaum zu glauben. Das Auftragswerk erzählt die wahre Geschichte eines Ehepaars, das zwei Jahre lang Karten mit antifaschistischen Parolen verteilte, bis es verhaftet und hingerichtet wurde. Hans Fallada betont einerseits die Wirkungslosigkeit dieser Aktion, denn die Menschen haben viel zu viel Angst, um sich von einer zufällig aufgefundenen Postkarte zum Widerstand aufstacheln zu lassen. Andererseits gibt er diesem naiven Ehepaar, Otto und Anna Quangel, eine Würde, die den Mut ihrer Taten in ein besonderes Licht rückt.

SPRECHER 2:

Und was wollte er tun? Gar nichts, etwas lächerliches Kleines, so etwas das so ganz in seiner Art lag, etwas Stilles...Karten wollte er schreiben. Postkarten mit Aufrufen gegen den Führer und die Partei, gegen den Krieg, zur Aufklärung seiner Mitmenschen, das war alles. Und diese Karten wollte er nicht etwa an bestimmte Menschen senden oder als Plakate an die Wände kleben, nein, er wollte sie nur auf den Treppen sehr begangener Häuser niederlegen, sie dort ihrem Schicksal überlassen, ganz unbestimmt, wer sie aufnahm, ob sie nicht gleich zertreten wurden, zerrissen...

SPRECHERIN:

Alles in ihr empörte sich gegen diesen gefahrlosen Krieg aus dem Dunkeln. „Ist das nicht ein bisschen wenig, was du da tun willst, Otto?“

SPRECHER 2:

„Ob wenig oder viel, Anna“, (sagte er,) „wenn sie uns darauf kommen, wird es uns unsern Kopf koste...“

SPRECHERIN:

Anna Quangel spürte, dass sie zitterte. Er hatte vielleicht recht, ob wenig oder viel, niemand konnte mehr als sein Leben wagen. Jeder nach seinen Kräften und Anlagen - Hauptsache: man widerstand.

SPRECHER 2:

„Aber so leicht sollen die uns nicht kriegen! Wenn die schlau sind, wir können auch schlau sein. Schlau und vorsichtig. Vorsichtig, Anna, immer auf der Hut - je länger wir kämpfen, um so länger werden wir wirken“.

Er trug sein Fläschchen Tinte, seine in einem Umschlag befindlichen Postkarten, die weißen, riesigen Handschuhe an den Tisch. Er zog den Pfropfen aus der Flasche, glühte mit einem Streichholz die Feder aus und steckte sie in die Tinte. Es zischte leise. Nun zog er umständlich die Handschuhe an, nahm eine Karte aus dem Umschlag, legte sie vor sich hin.

Er nickte Anna langsam zu. „Wegen der Fingerabdrücke - du verstehst!“

Dann nahm er die Feder zur Hand und sagte leise, aber mit Nachdruck:

„Der erste Satz unserer Karte wird lauten: „Mutter! Der Führer hat mir meinen Sohn ermordet...“ Unendlich geduldig malt er das „F“ von Führer hin.

SPRECHERIN:

„Lass mich doch schreiben, Otto!“ (bittet sie.) „Bei mir geht's schneller!“

SPRECHER 2:

„Deine Handschrift“, (sagt er.) „Sie würden uns früher oder später durch deine Handschrift erwischen. Dies ist eine Kunstschrift, Blockschrift – du siehst, eine Art Druckbuchstaben...“

Die erste Karte in diesem Kriege, sie hat im gefallenen Sohn ihren Ursprung, sie spricht von ihm. Einmal hatten sie einen Sohn, der Führer hat ihn ermordet, jetzt schreiben sie Karten. Ein neuer Lebensabschnitt.

SPRECHERIN:

(Sie sagt:) „Du wirst nicht viel heraufbekommen auf so eine Karte!“

SPRECHER 2:

(Er antwortet:) „Ganz egal! Ich werde noch viele solche Karten schreiben! Ich werde eine, später vielleicht zwei Karten an einem Sonntag schreiben. Der Krieg ist noch nicht zu Ende, das Morden geht weiter.“

Er ist nicht zu erschüttern. Nichts kann ihn umstoßen, niemand wird Otto Quangel auf seinem Wege Halt gebieten. Er sagt: „Der zweite Satz: „Mutter! Der Führer wird auch deine Söhne ermorden!“

SPRECHERIN:

(Sie wiederholt:) „Mutter! Der Führer wird auch deine Söhne ermorden!“ (und) sie nickt: „Das schreib!“ Außerdem: Alle Männer sind Söhne von Müttern.

ERZÄHLER:

Die Hoffnung, mit den Karten viele kleine Feuer des Widerstands anzufachen, erfüllt sich nicht. Otto Quangel ist tief enttäuscht, als er entdecken muss, dass die Karten eine ganz andere Wirkung hatten. Eine Schlüsselpassage des Romans „Jeder stirbt für sich allein“ ist das Gespräch zwischen dem Kriminalkommissar Escherich, der kein überzeugter Nationalsozialist ist, und Otto Quangel direkt nach dessen Verhaftung.

SPRECHER 2: (oder mit **Sprecher 1:** im Wechsel?)

Sie waren im Zimmer des Kommissars, und Escherich führte Quangel vor den Stadtplan von Berlin mit seinen roten Fähnchen.

»Sehen Sie das mal an, Herr Quangel«, sagte er. »Jedes Fähnchen bedeutet eine aufgefundene Karte. Es steckt genau an der Stelle, wo sie gefunden wurde. Und wenn Sie sich nun einmal diese Stellen ansehen«, er tippte mit dem Finger, »da sehen Sie ringsherum Fähnchen über Fähnchen, aber hier gar keine. Das ist nämlich die Jablonskistraße, in der Sie wohnen. Da haben Sie natürlich keine Karten abgelegt, da sind Sie zu bekannt ...«

Aber Escherich sah, dass Quangel gar nicht hinhörte. Eine seltsame, unverständliche Erregung war über den Mann gekommen beim Anblick des Stadtplanes. Sein Blick flackerte, seine Hände zitterten. Fast schüchtern fragte er: »Das sind aber 'ne Menge Fähnchen, wie viele mögen das wohl sein?«

»Das kann ich Ihnen genau sagen«, antwortete der Kommissar, der jetzt begriffen hatte, was den Mann so erschütterte. »Es sind 267 Fähnchen, 259 Karten und 8 Briefe. Und wieviel haben Sie geschrieben, Quangel?«

Der Mann schwieg, aber es war jetzt kein Schweigen des Trotzes mehr, sondern der Erschütterung.

»Und bedenken Sie noch eines, Herr Quangel«, fuhr der Kommissar, seinen Vorteil wahrnehmend, fort, »alle diese Briefe und Karten sind freiwillig bei uns abgeliefert. Wir haben keine von uns aus gefunden. Die Leute sind damit förmlich gelaufen gekommen, als brenne es. Sie konnten sie nicht schnell genug loswerden, die meisten haben die Karten nicht einmal gelesen ...«

Noch immer schwieg Quangel, aber in seinem Gesicht zuckte es. Es arbeitete gewaltig in ihm; der Blick des starren, scharfen Auges, jetzt flackerte er, irrte ab, senkte sich zur Erde und hob sich wieder wie gebannt zu den Fähnchen.

»Und noch eines, Quangel: Haben Sie je einmal darüber nachgedacht, wieviel Angst und Not Sie mit diesen Karten über die Menschen gebracht haben? Die Leute sind ja vor Angst vergangen, manche sind verhaftet worden, und von einem weiß ich bestimmt, dass er wegen dieser Karten Selbstmord verübt hat ...«

»Nein! Nein!« schrie Quangel. »Das habe ich nie gewollt! Das habe ich nie geahnt! Ich hab's gewollt, dass es besser wird, dass die Leute die Wahrheit kennenlernen, dass der Krieg schneller zu Ende geht, dass dies Morden endlich aufhört – das habe ich gewollt! Aber ich habe doch nicht Angst und Schrecken säen wollen, ich hab's doch nicht noch schlimmer machen wollen!« ...

»Sehen Sie, Herr Quangel«, sagte der Kommissar zu dem düster neben ihm stehenden Manne. »Nun haben Sie es doch gestanden, Ihr Verbrechen, und haben es nicht einmal gemerkt!«

»Mein Verbrechen? Ich habe kein Verbrechen begangen, wenigstens nicht das, was Sie meinen. Mein Verbrechen ist es, dass ich mich für zu schlau hielt, dass ich es allein machen wollte, und ich weiß doch, einer ist nichts. Nein, ich habe nichts getan, weswegen ich mich schämen muss, aber wie ich es getan habe, das war falsch. Dafür verdiene ich die Strafe, und darum sterbe ich gerne ...«

»Nun, so schlimm wird's ja nicht gleich werden«, bemerkte der Kommissar tröstlich. Quangel hörte nicht auf ihn. Vor sich hin sagte er: »Ich hab nie richtig was von den Menschen gehalten, sonst hätte ich es wissen müssen.«

ERZÄHLER:

Hans Fallada hat zunächst vergeblich versucht, den Auftrag zu diesem Roman abzulehnen, es war nicht sein Thema, denn er war nicht im Widerstand und er lebte während des Krieges auch nicht in Berlin, wo die Handlung sich abspielt. Außerdem gab es noch andere Gründe, warum er sich mit dem Roman ziemlich gequält hat, wie der Biograph Peter Walther erläutert:

O-Ton Walther. Gutachten 2‘

(43.52) Es geht ja um eine Widerstandsgeschichte, und er wusste sehr wohl, dass er nicht im Widerstand war, das war also sehr zwiespältig, und er wollte das auch deshalb erst nicht schreiben. Aber es gab auch literarisch-gestalterische Gründe, warum es ihm schwerfiel, diesen Stoff zu übernehmen. Es geht ja darum, dass zwei ältere Leute beschließen, sie müssen jetzt nach dem Tod des Sohns aktiv werden und Kärtchen schreiben, Protestkärtchen quasi und die überall auslegen an öffentlichen Orten. Da hat er gesehen, gleich am Anfang: das wird schwierig, weil man hat als Protagonisten zwei ältere Leute, die so ein bisschen grummelig sind, keine Jugend, kein Licht, kein Leben, wen soll das interessieren – und dann noch dieser Widerstand. Die Leute haben genug von der Nazizeit und so, jetzt muss man nach vorne gucken, aufbauen. Dann schreibt er aber dieses Buch im Grunde teilweise als ein Kolportageroman, als eine Krimihandlung, unglaublich spannend, und es werden Gutachten geschrieben

über diesen Roman im Aufbauverlag. Und diese Gutachten, die sind interessant zu lesen, weil sie vielleicht noch am ehesten sagen, wie die Zeitgenossen, wenn sie etwas wacher waren, dieses Buch aufgenommen haben, die sind eigentlich alle negativ. Das erstaunt uns heute. Die sind alle negativ, im zwar in dem Tenor: ich weiß nicht, wo ich gelebt habe, so ein Gutachter, aber das ist nicht meine Realität. Und das sind nicht nur Kleinigkeiten, die er moniert, sondern Vieles, eigentlich das Gesamtbild des ganzen Lebens, was aus Sicht dieser Gutachter nicht realistisch geschildert ist. Und hier muss ich sagen, gibt es auch von mir den Einwand, man sieht ja in der Korrespondenz, wie Fallada versucht, zu erfahren, wie hat man eigentlich in Berlin in der Zeit des Nationalsozialismus gelebt, was ist da passiert. Er hat ja gar keine Ahnung.

ERZÄHLER:

Trotz der negativen Gutachten bringt der Aufbau Verlag den Roman heraus. Allerdings mit Kürzungen und Änderungen, die deutlich politisch motiviert sind. Im Gegensatz zu Falladas Charakterzeichnung der Protagonisten wird das Ehepaar von vornherein mit einer antifaschistischen Gesinnung ausgestattet. Dadurch fehlt zum Beispiel ein amüsanter Kapitel, in dem Frau Quangel ihren Rausschmiss aus NS-Frauenschaft vorsätzlich provoziert, in dem sie die Frau eines hohen Nazifunktionärs in ihrer Privilegiertheit vorführt. Erst seit 2011 liegt die ungekürzte Originalausgabe im Aufbau Verlag vor, nachdem „Jeder stirbt für sich allein“ in der angelsächsischen Welt eine unverhoffte Wiederentdeckung erlebte und zum internationalen Bestseller avancierte.

MUSIK

Als der Roman 1947 im Aufbau Verlag erscheint, lebt der Autor nicht mehr. Der suchtkranke Rudolf Ditzen ist am 5. Februar 1947 im Alter von 53 Jahren gestorben. Den Erfolg seiner Romane in der Nachkriegszeit, und zwar in der DDR und in der BRD, ihre Verfilmungen und Dramatisierungen, all das konnte Hans Fallada nicht mehr erleben. Er starb im Gefühl, ein ewiger Versager gewesen zu sein. Das belegt sein letzter Brief an seine Mutter, der eigentlich nur ein kurzer Weihnachtsgruß sein sollte, und sich dann zu einer Art Lebensbeichte auswuchs. Daraus zitieren wir zum Abschluss unserer Langen Nacht einige Passagen.

SPRECHER 1:

Berlin - Charité, 22. Dezember 1946

Liebe Mutti,

... Du weißt wohl schon, dass wir beide wieder krank geworden sind, Ulla und ich, zuerst zusammengebrochen, dann Missbrauch von Schlafmitteln, dann - immer das alte Lied! ...

Woran liegt es nur bei mir, Mutti? Ich lass es weder an Fleiß noch an Ausdauer noch an Ordnung und gewiss auch nicht an der Liebe fehlen, aber dann zerschlage ich mir selbst in wenigen Stunden oft das, an dem ich Monate und Jahre gebaut. Ich habe jetzt wieder einen wirklich großen Roman geschrieben, in ganz kurzer Zeit, ein Roman, der ein Erfolg werden wird, ich hatte die Früchte meines Fleißes schon in der Hand, und nun sitze ich hier einsam allein und habe mich wieder um alles Erreichte gebracht. Irgendetwas in mir ist nie ganz fertig geworden, irgendetwas fehlt mir, so dass ich kein richtiger Mann bin, nur ein alt gewordener Mensch, ein alt gewordener Gymnasiast, wie Erich Kästner mal von mir gesagt hat.

Ich sage mir heute, dass es diese Zusammenbrüche nicht mehr geben darf, dass ich vernünftiger leben muss, aber ich mag nicht mehr mir, geschweige denn anderen Versprechungen leisten, da ich so heilige Versprechen so oft gebrochen habe! So sage ich denn nur, ich will es wieder versuchen, ich will fleißig sein, ich will arbeiten - möge es lange gut gehen!

...

Du weißt es ja am besten, ich bin wohl schwach, aber nicht schlecht, nie schlecht. Das ist keine Entschuldigung, es ist schlimm genug, mit 53 Jahren nicht mehr geworden zu sein als ein schwacher Mann, so wenig aus meinen Fehlern gelernt zu haben. Aber so ist es, nicht anders. ...

Ich bin immer

Dein

Sohn Rudolf Ditzen

Musik

Absage

Musik

Literaturliste

Hans Fallada:

Wir hatten mal ein Kind“. Roman. Aufbau TB, 3. Aufl. 2018
„Damals bei uns daheim“. Aufbau Verlag, 3. Auflage 2017
Heute bei uns zuhaus. Aufbau Verlag, 2012
Der Alpdruck, Roman, Aufbau Verlag 2014
Der Trinker. Roman, Aufbau Verlag, 2011
Bauern, Bonzen, Bomben. Roman, Aufbau Verlag 2018
Wolf unter Wölfen. Roman. Aufbau Verlag, 2011
Der Eiserne Gustav. Roman. Aufbau Verlag, 2012

Sachlicher Bericht über das Glück, ein Morphinist zu sein. Geschichten. Aufbau Verlag
Wer einmal aus dem Blechnapf frißt. Roman. Aufbau Verlag 2011
Der junge Goedeschal. Roman. Aufbau Verlag 2012
„Ohne Euch wäre ich aufgefressen“. Geschwisterbriefe. Aufbau 2018

Hans Fallada/Anna Ditzen:

„Wenn du fort bist ist alles nur halb“
Briefe einer Ehe. Hg.v. Uli Ditzen. Aufbau Verlag 2007

Hans Fallada:

Kleiner Mann, was nun? Ungekürzte Neuauflage. Aufbau Verlag 2017
Jeder stirbt für sich allein. Ungekürzte Neuauflage. Aufbau Verlag 2016

Hans Fallada: Junge Liebe zwischen Trümmern. Erzählungen. Aufbau Verlag 2018
Junge Liebe zwischen Trümmern
Genesenden-Urlaub
Warnung vor Büchern
Pogg der Feigling
Aufzeichnungen...
Meine lieben jungen Freunde
Der Straftentlassene
Die Bucklige

Hans Fallada:

In meinem fremden Land. Gefängnistagebuch 1944. Aufbau Verlag 2009

Musikliste

1. Stunde

Titel: aus: Allegro serio

Länge: 02:04

Orchester: Suk-Kammerorchester Dirigent: Josef Suk

Komponist: Josef Suk

Label: KOKA MEDIA Best.-Nr: KLA 3032

Titel: 3. Satz: Andante aus: Sonate für Violine und Klavier Nr. 2 D-Dur, op. 94a,

3. Satz: Andante

Länge: 01:14

Solist: Kirill Trousov (Violine); Alexandra Trousova (Klavier)

Komponist: Sergej Prokofjew

Label: MDG Best.-Nr: 603 1903-2

Titel: Sketchbook

Länge: 00:55

Solist: Levine Andrade (Viola)

Orchester: BBC Philharmonic Orchestra Dirigent: Rumon Gamba

Komponist: Max Richter

Label: Fatcat Records Best.-Nr: 36113092

Titel: Eclogue für Klavier und Streicher, op. 10 (Ekloge)

Länge: 01:06

Solist: Peter Donohoe (Klavier)

Orchester: Northern Dirigent: Howard Griffiths

Komponist: Gerald Finzi

Label: NAXOS Best.-Nr: 8.555766

Titel: 2.Satz: Assez vif. Très rythmé aus: Quartett für 2 Violinen, Viola und Violoncello F-Dur,

2.Satz: Assez vif. Très rythmé

Länge: 06:23

Ensemble: Quatuor Van Kuijk

Komponist: Maurice Ravel

Label: ALPHA Best.-Nr: 295

2. Stunde

Titel: Stück Nr. 23. Fassung für Klavier

Länge: 01:23

Solist: Anna Gourari (1972-)(Klavier)

Komponist: Giya Kancheli

Label: ECM-Records Best.-Nr: ECM 2612

Titel: aus: Stimmungen, Eindrücke und Erinnerungen, op. 57. Für Klavier (Moods, Impressions and Reminiscences), Nr. 358: Tema con variazione e-Moll/E-Dur

Länge: 01:06

Solist: Radoslav Kvapil (1934-)(Klavier)

Komponist: Zdenek Fibich

Label: Alto Best.-Nr: ALC 1351

Titel: aus: Die tote Stadt. Oper in 3 Bildern, op. 12, Mein Sehnen, mein Wähnen.

Tanzlied des Pierrot (Fritz), 2. Bild, 3. Szene

Länge: 01:20

Ensemble: Duo Intermezzo

Komponist: Erich Wolfgang Korngold

Label: GENUIN Best.-Nr: GEN 13544

Titel: Elégie en accords alternés, für 2 Klaviere, FP 175

Länge: 02:00

Ensemble: Katia & Marielle Labeque

Komponist: Francis Poulenc

Label: Philips Best.-Nr: 426284-2

Titel: Autumn ball of the elves für Kammerorchester (Herbstball der Elfen)

Länge: 01:22

Ensemble: Ensemble Opus-Posth.

Dirigent: Tatiana Grindenko

Komponist: Vladimir Martynov

Label: CCn'C Best.-Nr: 01412

Titel: Reminiscence für Streichquintett und Klavier

Länge: 03:15

Solist: Alice Sara Ott (Klavier); Ólafur Arnalds (1986-)(synth)

Ensemble: String Ensemble

Komponist: Ólafur Arnalds

Label: Decca

Titel: aus: Die Hornisse. Suite für Orchester, op. 97a , Nocturne. Bearbeitet für Violoncello und Orchester

Länge: 05:05

Solist: Sheku Kanneh-Mason (1999-)(Violoncello)

Orchester: City of Birmingham Symphony Orchestra

Dirigent: Mirga Gražinytė-Tyla

Komponist: Dmitrij Schostakowitsch

Label: Decca Best.-Nr: 483 2948

3. Stunde

Titel: This Is My Song

Länge: 01:15

Solist: Thomas Beckmann (Violoncello); Kayoko Matsushita (Klavier)

Komponist: Charles Spencer "Charlie" Chaplin

Label: JARO RECORDS Best.-Nr: 4167-2

Titel: aus: Stimmungen, Eindrücke und Erinnerungen, op. 57. Für Klavier (Moods, Impressions and Reminiscences), Nr. 358: Tema con variazione e-Moll/E-Dur

Länge: 00:40

Solist: Radoslav Kvapil (1934-)(Klavier)

Komponist: Zdenek Fibich

Label: Alto Best.-Nr: ALC 1351

Titel: 2. Satz: Aria. Lento, ma non troppo aus: Concerto da camera für Solovioline und Streichorchester Streichorchester

Länge: 00:56

Solist: Gidon Kremer (Violine)

Ensemble: Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen

Komponist: Arthur Vincent Lourié

Label: Deutsche Grammophon Best.-Nr: 437788-2

Titel: aus: Stimmungen, Eindrücke und Erinnerungen, op. 57. Für Klavier (Moods, Impressions and Reminiscences), Nr. 358: Tema con variazione e-Moll/E-Dur

Länge: 00:32

Solist: Radoslav Kvapil (1934-)(Klavier)

Komponist: Zdenek Fibich

Label: Alto Best.-Nr: ALC 1351

Titel: Voyage für Violoncello und Klavier

Länge: 04:17

Solist: Anja Lechner (Violoncello); François Couturier (1950-)(Klavier)

Komponist: François Couturier

Label: ECM-Records Best.-Nr: 2367

Titel: Now that it's ended - bearbeitet für Violoncello und Klavier

Länge: 03:16

Interpret: Celloproject

Komponist: Charlie Chaplin

Label: GENUIN Best.-Nr: GEN 12220

Plattentitel: Cellocinema